

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Wilhelm Bleek

Die Brüder Grimm
und die deutsche Politik

Peter Alter

Nationalbewußtsein und Nationalstaat
der Deutschen

Ernest A. Menze

Johann Gottfried Herder —
Nationsbegriff und Weltgefühl

B 1/86

4. Januar 1986

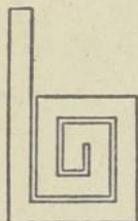
Wilhelm Bleek, Dr. phil., geb. 1940; Professor für Politische Wissenschaft (Politische Systeme in Deutschland: Bundesrepublik Deutschland und DDR) an der Ruhr-Universität Bochum; 1984/85 Gastprofessor für Deutschlandstudien an der University of Toronto/Kanada; Briefmarkensammler; Vater von Philipp und Emily.

Peter Alter, Privatdozent, Dr. phil., geb. 1940; Studium der Geschichte, Anglistik und Volkswirtschaftslehre in Köln und Oxford; wissenschaftlicher Assistent an der Universität zu Köln 1970—1976 und 1980—1981; wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Historischen Institut in London 1976—1980 und seit 1981.

Veröffentlichungen u. a.: Die irische Nationalbewegung zwischen Parlament und Revolution. Der konstitutionelle Nationalismus in Irland 1880—1918, 1971; (Hrsg. zusammen mit Theodor Schieder) Staatsgründungen und Nationalitätsprinzip, 1974; (Hrsg. zusammen mit P. Kluge) Aspekte der deutsch-britischen Beziehungen im Laufe der Jahrhunderte, 1978; Der Imperialismus. Grundlagen, Probleme, Theorien, 1985²; Wissenschaft, Staat, Mäzene. Anfänge moderner Wissenschaftspolitik in Großbritannien 1850—1920, 1982; (Hrsg. zusammen mit Wolfgang J. Mommsen und Thomas Nipperdey) Geschichte und politisches Handeln. Studien zu europäischen Denkern der Neuzeit, 1985; Nationalismus, 1985.

Ernest A. Menze, Dr. phil., geb. 1927; Professor für neuere europäische Geschichte am Iona College, New Rochelle (N. Y.), USA; 1971/72 Gastprofessor an der Universität Erlangen-Nürnberg; 1984/85 Visiting Fulbright Professor am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin.

Veröffentlichungen u. a.: Totalitarianism Reconsidered, Washington (N. Y.)—London 1981; Land der begrenzten Möglichkeiten, Heidelberg 1975; Hermann Glasers The Cultural Roots of National Socialism, Austin—London 1978; Aufsätze zum Thema Nationalismus, Totalitarismus und Zeitgeschichte.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion: Paul Lang, Karl-Heinz Resch, Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62—65, 5500 Trier, Tel. 06 51/46040, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich einschließlich Mehrwertsteuer; bei dreiwöchiger Kündigungsfrist zum Quartalsende;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer;
- Bestellungen von gebundenen Bänden der Jahrgänge 1983 und 1984 zum Preis von DM 25,— pro Jahrgang (einschl. Mehrwertsteuer) zuzügl. Versandkosten.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Die Brüder Grimm und die deutsche Politik

Gelehrtenleben im Schatten der Politik

Jacob und Wilhelm Grimm wirkten zeitlebens in zwei nebeneinander liegenden Gelehrtenstuben, erst in Kassel, dann in Göttingen, schließlich in Berlin. Das war der Ort, an dem sich dieses berühmte Brüderpaar am wohlsten fühlte und aus dem es gelegentlich von Dorothea Grimm, Wilhelms Frau, herausgescheucht wurde, damit die Männer „nicht hinter dem Wörterbuch verschimmeln“. Am zweitliebsten hielten sie sich von Jugend an in Bibliotheken mit ihren Schätzen an Büchern und Handschriften auf; Bibliothekare waren sie an die 30 Jahre lang und wären es auch gerne geblieben. Und wenn wir uns die Brüder Grimm außerhalb dieser Bücherwelt vorstellen, dann auf der Wanderung durch die Dörfer und Landschaften ihrer hessischen Heimat, auf der Suche nach Märchen, Sagen und anderen Überlieferungen, deren Sammlung, Bewahrung und Deutung ihnen zum Lebensziel geworden war.

Politik und gar politische Aktivitäten passen nicht in das herkömmliche Bild der beiden Grimms. Dabei stand ihr Leben von Anfang an im Schatten der Politik, sei es des großen Weltgeschehens oder der örtlichen und kleinstaatlichen Ereignisse, die den Alltag der Brüder um so nachhaltiger beeinflussten.

Als Jacob vier und Wilhelm drei Jahre alt war, brach in Paris am 14. Juli 1789 die Französische Revolution aus, deren Schockwellen bald auch Hessen-Kassel erreichten, in dem der Vater Grimm als Verwaltungsbeamter in Hanau und später Steinau wirkte. Nach dem frühen Tode des Vaters besuchten die Brüder in der Landeshauptstadt Kassel das Lyzeum und studierten an der Universität Marburg zwischen 1802 und 1806 Rechtswissenschaft.

In dieser Zeit erlebten sie den Expansionswillen des napoleonischen Frankreich, dem schließlich auch ihr Heimatstaat zum Opfer fiel: Das Kurfürstentum Hessen wurde 1807 dem Königreich Westfalen unter Napoleons jüngstem Bruder Jérôme Bonaparte einverleibt. Zwar erhielt Jacob, nachdem auch die Mutter gestorben war und er

als ältester Bruder die Verantwortung für fünf jüngere Geschwister trug, eine Stelle als Bibliothekar der Privatbibliothek Jérômes. Doch die Abneigung der Brüder gegen die Fremdherrschaft war unübersehbar. Noch Jahre später klagte Wilhelm in seiner Selbstbiographie (1830) über den befremdlichen Wandel in Kassel: „fremde Menschen, fremde Sitten, auf der Straße und auf den Spaziergängen eine fremde, laut geredete Sprache“.

So begrüßten die Brüder, inzwischen durch erste Veröffentlichungen hervorgetreten, den sich seit 1812 abzeichnenden Wandel des Kriegsgeschehens. Als im Frühjahr 1814 die alliierten Heere nach Paris vorrückten, zog Jacob Grimm als kurhessischer Legationssekretär mit, um requirierte Kulturgüter nach Hessen-Kassel zurückzuholen. Den jüngeren Bruder hielt nur seine schwächlichere Konstitution von dem Eintritt in den diplomatischen Dienst für das Vaterland ab. Im Herbst dieses Jahres ging Jacob in gleicher Stellung nach Wien, wo der Kongreß der Fürsten und Staatsmänner über eine neue europäische Ordnung beriet. Doch seine Hoffnung auf eine freie Reichsverfassung wurde bald zunichte. Die Enttäuschung darüber schlug sich auch in Beiträgen zu dem von Joseph Görres herausgegebenen „Rheinischen Merkur“ bis zu dessen Verbot 1816 nieder.

In diesem Jahr zogen sich die Brüder endgültig an die Bibliothek in Kassel zurück. Das diplomatische Geschäft während der Befreiungskriege hatte Jacob ernüchert und die sich abzeichnende restaurative Entwicklung Nachkriegsdeutschlands beide enttäuscht. Auf zwei nachgeordneten Stellen als Bibliothekare fanden sie Zeit und Muße, ihre breite wissenschaftliche Forschungstätigkeit zu entfalten. Als Wilhelm dann mit 39 Jahren heiratete und das neue Eheglück die brüderliche Eintracht nicht gefährdete, eher noch bestärkte, schien die Familien- und Gelehrtenidylle fern der Politik auf Dauer gesichert. Doch die Willkür der Fürsten warf die beiden Grimms in die Politik zurück.

Bürgerlicher Gewissensprotest gegen monarchische Willkür

Zum Jahreswechsel 1829/30 übernahmen Jacob und Wilhelm Grimm an der hannoverschen Landesuniversität Göttingen zwei Stellen als Professoren und Bibliothekare, nachdem sie in Kassel vom Kurfürsten bei der Besetzung der Bibliotheksleitung übergegangen worden waren. Damit schienen nach langen Entbehrungen auch die äußeren Voraussetzungen für die Entfaltung ihres Gelehrtenberufs gegeben, — die Grimms forschten und lehrten an einer der angesehensten deutschen Universitäten und brauchten sich nicht mehr um ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Doch weniger als acht Jahre später waren sie stellungslos und vertrieben. Die Brüder Grimm waren, ohne daß sie es wollten, zum Mittelpunkt eines in ganz Deutschland Aufsehen erregenden politischen Skandals geworden.

die hannoversch-kurhessische Grenze südlich von Göttingen.

Der mutige Protest wurde zu einem in ganz Deutschland sichtbaren öffentlichen Fanal — hatten doch nicht radikale Studenten, sondern geachtete Gelehrte der monarchischen Willkürherrschaft die Stirn geboten. Geldsammlungen zugunsten der Sieben wurden organisiert und vielerlei Hilfe angeboten.

Der Göttinger Protest stellte die „politischen Professoren“ an die Spitze der liberalen Bewegung des Vormärz. In den im Vergleich zu Westeuropa ökonomisch wie sozial rückständigen Groß-, Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands wurden Professoren zu den wichtigsten Exponenten der bürgerlichen Gesellschaft und ihres Drängens

Grimms veröffentlichten Nibelungenlied entnommen: „War sint die Eide komen?“ — Wohin sind die Eide gekommen?

Die Brüder Grimm — Jacobs Schrift war von seinem jüngeren Bruder gegengelesen worden — legten Wert darauf, weder von der politischen Partei der Liberalen noch der Demokraten einvernommen zu werden. Ihnen ging es einzig und allein um die Bindung an den Eid, die nicht durch einen monarchischen Federzug hinfällig werden könne. Als Professoren würden sie die Achtung vor sich selbst und den Studenten verlieren, würden sie sich der monarchischen Willkür aus Opportunitätsgründen fügen. In einem Brief vom 26. Dezember 1839 an Bettina von Arnim, ihre langjährige Freundin und Förderin, stellte Jacob Grimm nochmals die Motive ihrer Göttinger Eideserklärung klar: „Über unsere Göttinger Protestation brauche ich fast nichts weiter zu sagen. Sie scheint und schien mir von jeher kinderleicht zu beurteilen. Es kommt dabei nur auf Recht und Gewissen an. Keine Politik und Klugheit hat mitzusprechen, was sich auch so ausdrücken läßt: Gerecht und gewissenhaft zu handeln, ist am Ende politisch und klug und wird vor Gott gerechtfertigt werden.“

Im Göttinger Verfassungskonflikt prallten zwei Welten aufeinander. Auf der einen Seite war es der feudalistische Dünkel des Monarchen, der in den Untertanen nur käufliche und verkäufliche Subjekte sah. Noch Jahre nach der Amtsenthebung und Ausweisung der Göttinger Sieben äußerte König Ernst August: „Professoren, Huren und Tänzerinnen kann man überall haben, wo man ihnen einige Taler mehr bietet.“ Auf der anderen Seite stand die Gesinnungs- und Überzeugungstreue von bürgerlichen Gelehrten, die mit Dahlmanns Worten aus seiner Rechtfertigungsschrift „Zur Verständigung“ (Basel 1838) „den unsterblichen König, den gesetzmäßigen Willen der Regierung“ auch gegen den „sterblichen König“ verteidigten, wenn dieser Recht und Verfassung brach.

Die Göttinger Sieben, und das gilt insbesondere für die Brüder Grimm, mögen ihren Schritt noch so unpolitisch und antirevolutionär verstanden haben, sie wurden durch die Protestation doch zu anerkannten Sprechern des rechtsstaatlichen Liberalismus. Sie weckten in der vormärzlichen Zeit von Repression und Restauration Erwartungen und Hoffnungen, die auf Erfüllung drängten.

Sehnsucht nach dem „freien einigen Vaterland“

1841 wurden die beiden Grimms von dem neuen preußischen König Friedrich Wilhelm IV., dem „Romantiker auf dem Thron“, als besoldete Mitglieder der Akademie der Wissenschaften nach Berlin berufen. Nun konnten sie sich wieder unbeschwert ihren vielfältigen Arbeiten auf dem breiten Feld der Germanistik widmen. Germanistik umfaßte im Verständnis dieser beiden brüderlichen Väter des Faches sowohl deutsche Sprache als auch das deutsche Recht und die deutsche Geschichte, Germanistik verknüpfte Gegenstand und Methodik aller drei Disziplinen, wobei die historische Methode dominierte.

Der politische Impuls, der hinter diesem Wissenschaftsprogramm der Germanistik stand, wurde überdeutlich, als man im September 1846 in dem altherwürdigen Kaisersaal des Frankfurter Römers zur ersten Germanistenversammlung zusammenkam. Jacob Grimm, einstimmig durch Akklamation zum Vorsitzenden gewählt, meinte

und der Sprache, „die an das politische Gebiet streifen“, sollten mit wissenschaftlicher Strenge aufgenommen werden.

Beispielhaft für solche wissenschaftliche Behandlung politischer Fragen war die Stellungnahme der versammelten Germanisten zu der seit Jahrzehnten schwelenden Auseinandersetzung um Schleswig-Holstein. Dabei ging es darum, ob das vom dänischen König in Personalunion regierte Herzogtum Schleswig in den dänischen oder den deutschen Staatsverband einzugliedern sei. Für die Germanisten mit Jacob Grimm an der Spitze gab es darauf nur eine Antwort: Nicht nur sei die mittelalterliche Vertragsbestimmung zu halten, daß Schleswig und Holstein „up ewig ungedeelt“ sein sollten, auch war es für Jacob Grimm ganz selbstverständlich, „daß Deutschredende zu uns gehören, uns nicht sollen abgerissen werden“, wie er am 16. August 1846 an Gervinus schrieb.

geschah es auch, als die Märzrevolution von 1848 den Weg zu einer nationalstaatlichen Einigung aller Deutschen unter einer liberalen Verfassung eröffnete. Jacob Grimm wurde durch den 29. rheinpreußischen Wahlbezirk, der Mülheim/Ruhr und Essen umfaßte, in die Nationalversammlung in Frankfurt am Main gewählt.

Am 24. Mai 1848 nahm er in der Paulskirche seinen Platz an hervorgehobener Stelle, in der ersten Reihe im Mittelgang auf einem gesonderten Sitz gegenüber der Rednertribüne und dem Präsidium, ein. Er traf dort drei seiner sechs Göttinger Mitprotestanten wieder, Dahlmann, Gervinus und den Staatsrechtler Wilhelm Eduard Albrecht. Mit ihnen und der Mehrzahl der 49 Universitätsprofessoren, die der Nationalversammlung angehörten, schloß er sich der sogenannten Kasino-Partei an, die sich wie alle Parlamentsfraktionen der Paulskirche nach ihrem Versammlungslokal nannte. Diese politische Gruppierung des rechten Zentrums trat für das Programm einer rechtsstaatlichen und konstitutionellen Monarchie ein, wie es Jacob Grimm in dem Dankeschreiben vom 21. Mai 1848 an die Wahlmänner seines Wahlkreises kurz und bündig umrissen hatte: „Ich bin für ein freies einiges Vaterland unter einem mächtigen König und gegen alle republikanischen Gelüste. Das Nähere werden mir mein Herz und die Zeit eingeben.“

Viermal ergriff Jacob Grimm in der Nationalversammlung das Wort, darunter zweimal zu Verfassungsfragen. Grimm wollte wie die meisten deutschen Liberalen seiner Zeit bei der Verfassungsgebung an die Geschichte anknüpfen, nicht um überholte Zustände zu restaurieren, sondern alte deutsche Volksrechte wiederzubeleben und fortzuentwickeln.

In diesem Sinne schlug er am 4. Juli 1848 vor, den „Grundrechten des deutschen Volkes“ einen ersten Artikel voranzustellen: „Alle Deutschen sind frei, und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde Unfreie, die auf ihm verweilen, macht er frei.“ Dieser Antrag wurde zunächst durch Akklamation angenommen, dann aber mit 192 gegen 205 Stimmen verworfen. Vielen Angeordneten erschien die Verknüpfung der staatsbürgerlichen Freiheitsgarantie mit dem nationaldeutschen Bekenntnis zu eng, dabei hatte Jacob Grimm nur mittelalterliche Rechtsvorstellungen aufgenommen.

Seine längste Rede in der Nationalversammlung hielt Jacob Grimm am 1. August 1848 „Über Adel und Orden“. Standesunterschiede, aber auch Zivilorden seien in einer staatsbürgerlichen

Vereinigung von Freien überholt. Auch mit diesem Antrag konnte sich der ältere Grimm nicht durchsetzen; der Mehrheit seiner Parlamentsgenossen war er zu radikal.

Mit seiner zweiten Rede vom 9. Juni 1848 und dem darin enthaltenen Antrag hingegen war Jacob Grimm zunächst erfolgreich gewesen. Es ging um das große Ziel der deutschen Einheit im allgemeinen und die schleswig-holsteinische Frage im besonderen. Nach der staatsrechtlichen Eingliederung Schlesiens in Dänemark hatten die Schleswig-Holsteiner zum Widerstand aufgerufen und die deutschen Zentralorgane zu einem Bundeskrieg gegen Dänemark veranlaßt.

Jacob Grimm erklärte unter Berufung auf seine wissenschaftlichen Arbeiten, daß die Schleswiger seit jeher durch Geschichte und Sprache Deutschland verbunden seien. Er beantragte, den Krieg gegen Dänemark solange fortzuführen, bis die gerechten deutschen Ansprüche auf ein ungeteiltes Schleswig anerkannt seien, und forderte eine Erklärung der Nationalversammlung, daß man sich niemals die Einmischung eines fremden Volkes gefallen lassen würde.

Doch Preußen, das diesen Bundeskrieg durchzuführen hatte, schloß Ende August 1848 eigenmächtig einen Waffenstillstand mit Dänemark. Gegen dieses Abkommen erhob die Mehrheit der in der Paulskirche versammelten Abgeordneten des deutschen Volkes entschiedenen Protest. Auf Initiative Dahlmanns, eines langjährigen Vorkämpfers für die schleswig-holsteinische Sache, beschloß am 5. September 1848 eine heterogene Mehrheit von linken Abgeordneten und Teilen des Zentrums wie der Konservativen die Ablehnung des Waffenstillstandsabkommens entgegen den warnenden Hinweisen des von der Mitte getragenen Reichskabinetts auf die politischen Zwänge. Da aber Dahlmann nach diesem faktischen Mißtrauensvotum keine neue Regierung zustandebrachte, war die Nationalversammlung schließlich zu einem Umfall gezwungen und stimmte am 16. September mit Mehrheit dem Vollzug des Waffenstillstandsabkommens zu. Realpolitische Einsicht siegte über Überzeugungstreue.

Für Jacob Grimm war damit der Augenblick zum Rückzug aus der aktiven Politik gekommen. Am 2. Oktober 1848 legte er sein Mandat nieder und kehrte nach Berlin zurück. Das war weniger ein Akt des Protestes gegen eine bestimmte Politik als vielmehr Ausdruck der Resignation vor den Überforderungen des politischen Alltages und Kompromisses.

Schon in seiner ersten Rede in der Paulskirche am 29. Mai 1848 über die Geschäftsordnung hatte er seine Ungeduld über den langsamen Fortgang der parlamentarischen Geschäfte und insbesondere der Ausschußberatungen geäußert. In Grimms Augen hatte die Nationalversammlung bloß zu deklarieren, was dem Volksgeist längst bewußt war, eine Verfassung der Einheit und Freiheit aller Deutschen. Was dann in Frankfurt zwischen den Fraktionen und in Deutschland zwischen den Volksvertretungen und den Fürsten tatsächlich ablief, war für Grimm Ausdruck diplomatischen Geplänkels sowie machtpolitischer Ränke und nur geeignet, die Forderungen der Zeit zu verschleiern und zu verwässern.

Nicht zuletzt beruhte der Rückzug Jacob Grimms aus der Politik, der ein Anhänger eines zugleich starken und verantwortungsvollen Königtums war, auf der Enttäuschung über die Eitelkeiten und Schwächen der Fürsten. Dazu zählte an erster Stelle der preußische König, der seine deut-

sche Aufgabe nicht begriff und die ihm angebotene Kaiserkrone als einen „Reif aus Dreck und Lettern gebacken“ ablehnte.

Ein Jahr nach dem hoffnungsvollen Schreiben an seine Wähler an der Ruhr konnte Grimm im Mai 1849 nur feststellen, daß weder ein freies noch ein einiges Vaterland und auch kein im Wortsinne mächtiges Königtum zustande gekommen war. Immer wieder klagte er wie 1858 in einem Brief an Georg Waitz, den Göttinger Historiker: „Wie oft muß einem das traurige Schicksal unseres Vaterlandes in den Sinn kommen und auf das Herz fallen und das Leben verbittern. Es ist an gar keine Rettung zu denken, wenn sie nicht durch große Gefahren und Umwälzungen herbeigeführt wird.“ Dabei dachte Grimm in seinen letzten Lebensjahren weniger an eine „Revolution von oben“, mit der Bismarck dann die nationalstaatliche Einheit herbeiführte, sondern er hatte mehr einen radikalen Umschwung von unten im Auge.

Die patriotische Bedeutung von Sprache und Geschichte

Nach den politischen Erregungen und Enttäuschungen des Jahres 1848/49 sehnte sich Jacob Grimm nach der Ruhe im Kreise der brüderlichen Familie und der Betätigung in der Gelehrtenstube in Berlin. Die Arbeiten, die dort auf ihn und den Bruder warteten, waren dabei keineswegs ohne politische Bedeutung. An erster Stelle stand die gewaltige Aufgabe des „Deutschen Wörterbuches“. Es sollte den gesamten neuhochdeutschen Wortbestand von Martin Luther bis Johann Wolfgang von Goethe erfassen.

Schon die Entstehung dieses Projektes signalisierte seine politischen Bezüge. Als die beiden Brüder 1838 durch den Verfassungsputsch des hannoverschen Königs stellungs- und einkommenslos geworden waren, nahmen sie das Verlagsangebot an, eine Sammlung des deutschen Wortschatzes zu erstellen. Jacob nannte das Wörterbuch in einem Brief an den Bruder „die Frucht unserer Verbannung“. Die beiden ahnten die Bürde, die sie übernahmen, aber nicht deren schließlichen Umfang. Drei Jahre nach Jacobs Rückzug aus der Paulskirche konnte die erste Lieferung, 1854 der erste Band erscheinen. Jacob Grimm schrieb in seinem Vorwort, die Masse der Wörter würde „wie tagelang feine, dichte Flok-

ken vom Himmel fallen“ und die Brüder einschneien.

Als am 16. Dezember 1859 Wilhelm im 74. Lebensjahr starb, hatte er als der bedächtigerer von beiden gerade den von ihm übernommenen einzigen Buchstaben D abschließen können. Jacob als der ältere und drängendere Bruder bearbeitete die Buchstaben A, B, C und dann E und F; er starb am 20. September 1863 im 79. Lebensjahr über der Redaktion des Wortes „Frucht“.

Jacob Grimm ließ in dem berühmten Vorwort zum 1. Band des Wörterbuches (1854) keinen Zweifel an den politischen Hoffnungen und Motiven aufkommen, die sich mit dem philologischen Mammutwerk verbanden. Er fühlte sich „durch erstarkte Liebe zum Vaterland und untilgbare Begierde nach seiner festeren Einigung“ bewegt und legte das Werk „auf des geliebten Vaterlandes Altar“. Das Wörterbuch sollte den Ruhm der deutschen Sprache und des deutschen Volkes erhöhen, „welche beide eins sind“. So mündete das Vorwort in dem patriotischen Aufruf: „Deutsche geliebte Landsleute, welches Reichs, welches Glaubens ihr seiet, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angestammten, uralten Sprache, lernet und heiligt sie

und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. Noch reicht sie über den Rhein bis in das Elsass bis nach Lothringen, über die Eider tief in Schleswigholstein, am Ostseegestade hin nach Riga und Reval, jenseits der Karpathen in Siebenbürgens altdakisches Gebiet. Auch zu euch, ihr ausgewanderten Deutschen, über das salzige Meer gelangen wird das Buch und euch wehmütige, liebliche Gedanken an die Heimatsprache eingeben oder befestigen, mit der ihr zugleich unsere und euere Dichter hinüberzieht, wie die englischen und spanischen in Amerika ewig fortleben.“

Für Jacob und Wilhelm Grimm war die Sprache das einigende Band der Deutschen, die durch so vieles wie Religion und staatliche Ordnungen getrennt wurden. Die Brüder standen unter dem Einfluß der Ideen von Johann Gottfried Herder und der Romantik, daß sich in Sprache, Literatur und Geschichte und ganz allgemein in der Kultur der Geist eines Volkes verkörpere. Mit späteren Begriffen kann man die Grimms als die Treuhänder der deutschen „Kulturnation“ bezeichnen, die sich allerdings nach deren Verfaßtheit in einer „Staatsnation“ (Friedrich Meinecke) sehnten. Heute würde man formulieren, daß die Arbeit der beiden Brüder der Bewahrung, Wiederentdeckung und Fortentwicklung der deutschen Sprache als einem wesentlichen Fundament der „deutschen Identität“ galt.

Sprache umfaßte für sie nicht bloß das Medium, sondern auch den Inhalt der privaten wie der öffentlichen Kommunikation; in der Sprache verwirklichen sich Menschen wie Völker. Dabei schwangen bei den Grimms wie bei Herder noch keine expansionistischen und nationalistischen Überheblichkeiten mit, wie eine heutige Sicht des zitierten Schlusses des Vorwortes zum Wörterbuch, aber auch der ersten Strophe des Deutschlandliedes vermuten läßt, das der ihnen befreundete Hoffmann von Fallersleben verfaßte. Ihr Interesse an der Sprache war patriotisch und kosmopolitisch zugleich, sie erforschten und förderten zahlreiche andere germanische, slawische und romanische Sprachen.

Im Mittelpunkt des Lebenswerkes der Brüder Grimm stand allerdings die Sammlung und Erforschung der deutschen Sprache und ganz allgemein der deutschen Überlieferungen. Dazu zählten nicht nur germanistische Arbeiten im engeren Sinne wie Jacobs „Deutsche Grammatik“ (erstmalig 1819) mit dem Gesetz der Lautverschiebung, dem international bekannten „Grimm's

Law“, und die Herausgabe von zahlreichen altdeutschen Literaturzeugnissen wie dem Hildebrandlied durch Wilhelm (1830). Auch die Sammlung der „Kinder- und Hausmärchen“ (erstmalig 1812) und der „Deutschen Sagen“ (1816) und Jacob Grimms Erforschung deutscher Mythen (1835) gehörten dazu.

Und schließlich sammelten und edierten die beiden Brüder, die ja Rechtswissenschaft studiert hatten und in lebenslanger Freundschaft mit ihrem akademischen Lehrer, Friedrich Karl von Savigny, dem Begründer der historischen Rechtsschule, standen, auch zahlreiche rechtshistorische Zeugnisse. Jacob veröffentlichte 1828 an die 1000 Druckseiten „Deutsche Rechtsaltertümer“ und gab ab 1840 vier Bände von „Weistümern“ aus dem Kreis bäuerlicher Rechtsüberlieferung heraus. Wie die Sprache sollte auch das Recht nicht konstruiert und gesetzt, sondern dem Volk vom Munde abgeschaut und aus der Überlieferung geschöpft werden.

Die Grimms wie ihre Freunde und Zeitgenossen in der Romantik glaubten an und hofften auf die organische Fortentwicklung des geschichtlichen Lebens. Für sie fiel, wie es Jacob im Vorwort zum 1. Band des „Deutschen Wörterbuches“ (1854) ausdrückte, sowohl „auf zahllose Stellen unserer Gegenwart Licht aus der Vergangenheit“ als auch von heute her Licht auf manche „im Dunkeln liegende(n) Flecken und Gipfel der alten Sprache“. Für die beiden Grimms war Geschichte nichts Abgeschlossenes, kein Museum und keine Antiquitätensammlung, sondern barg die Wurzeln der Gegenwart.

Die Brüder verstanden daher ihre breit angelegten historischen Arbeiten nicht nur als Produkte wissenschaftlicher Gelehrsamkeit, sondern auch als „durch und durch politisch“, wie Jacob über seine 1848 erschienene „Geschichte der deutschen Sprache“ sagte. In der Erforschung der Vergangenheit fanden sie Trost für die unerquickliche Gegenwart und Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Für die Geschichte im allgemeinen galt, was Wilhelm für das Märchen im besonderen feststellte: Daraus ergebe sich eine gute Lehre, eine Anwendung für die Gegenwart. Bei aller Enttäuschung und Verzagtheit über die politischen Zustände hofften die Brüder Grimm doch auf die Wiederkehr der „Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat“ — so der Anfang vom „Froschkönig oder der eiserne Heinrich“, dem ersten Märchen ihrer Sammlung.

Die vaterländischen Brüder als Wegbereiter des Kaiserreiches

Noch zu ihren Lebzeiten erfuhren die Brüder Grimm vielfältige öffentliche Verehrung — und es spann sich manche Mär um dieses erstaunliche Gelehrtenpaar. Erst recht nach ihrem Tode rückte ihr Leben und Wirken in den Bereich der Mythen. Bis heute macht sich jede Generation der Deutschen ihr eigenes Bild von Jacob und Wilhelm Grimm.

Bescheiden und einfühlsam, wie es dem Wesen der Brüder entsprach, fielen noch die Nekrologe im Jahr 1859 und 1863 aus. In ihnen wurde insbesondere die stille Gelehrsamkeit, die Universalität der Forschungsgebiete, der Einklang von wissenschaftlichen und politischen Intentionen und die geschwisterliche Treue der Brüder hervorgehoben. Georg Waitz, als Professor der Geschichte der Nachfolger Dahlmans in Göttingen, stellte zweieinhalb Monate nach dem Tode Jacob Grimms in der Gedenkrede vor der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften noch das persönliche und akademische Porträt des Verstorbenen in den Mittelpunkt. Nur zu Beginn seiner Rede erlaubte er sich einen Bezug auf die Politik: Jacob Grimm sei „ohne Zweifel einer der populärsten Männer in Deutschland“ gewesen und habe „den bedeutendsten Anteil an der Weckung vaterländischen Sinnes gehabt“. Waitz konstatierte aber: „Er (Jacob Grimm) hatte kein Gefallen an politischen Dingen.“

Doch wenig später schon glorifizierten die Repräsentanten des wilhelminischen Bürgertums die Brüder Grimm und nahmen sie für ihr politisches Weltbild in Anspruch. Beispielgebend wurde der Berliner Germanist Wilhelm Scherer, der erste Biograph der Brüder, der auch 1885 in der Berliner Universität die Rede aus Anlaß von Jacobs 100. Geburtstag hielt. Er stilisierte auf der einen Seite die Beschaulichkeit ihres Gelehrtenlebens und erhob sie auf der anderen Seite zu Vorkämpfern der nationalstaatlichen Errungenschaften seiner Gegenwart. Scherers biographischer Artikel über Jacob Grimm schloß 1879 mit dem Resumee: „Prunklose Genialität, häuslich und heimatlich gebunden“. Die beiden Brüder zusam-

men ergaben für ihn „das Bild eines unvergleichlichen Strebens im Dienste deutscher Wissenschaft, zur Ehre der Nation“.

Den „Knüppel aus dem Sack“ ließ August Raszmann, als er 1871, dem Jahr der Gründung des kleindeutschen Kaiserreiches, in der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste von Ersch und Gruber seinen biographischen Artikel über Jacob Grimm als „Heros der Wissenschaft“ in der Apotheose münden ließ: „Würde es ihm vergönnt gewesen sein, unsere glorreichen Tage noch mitzuerleben, wo unser Volk im gigantischen Kampfe seine Einheit errang, die kaum einer heißer ersehnte als er, und die auch die von ihm mit Zuversicht erhoffte ‚stille, frohe Zeit‘ bringen wird, wo das Große und Herrliche, das einst der deutsche Geist in seiner Sprache und seinem Recht, seinem Glauben und seiner Poesie, seinen Sitten und Sagen geschaffen und dem er vor Allen durch seine Werke zum Heil und Stolz unseres Volkes die Fesseln gelöst und Bahn gebrochen hat, erst in seiner ganzen, vollen Kraft auf das Vaterland zurückstrahlen wird — von welcher Freude und Begeisterung würde seine edle, tiefpatriotische Seele entzündet worden sein.“

So wurden aus den zwar heimatverbundenen und patriotischen, aber doch nationalistischen Überheblichkeiten abholden Brüdern, die bei aller Dankbarkeit ihre Skepsis gegenüber den Machtallüren Preußens nie verbargen und auf ein *alle* Deutschen umfassendes Reich freiheitlicher Verfassung gehofft hatten, Kronzeugen für die kleindeutsche Einigung in einem Obrigkeitsstaat unter preußischer Suprematie. Es wurde ihnen ein „Optimismus“ (Scherer) und ein Hurratriotismus untergeschoben, der ihrem bescheidenen und eher skeptischen Wesen ganz fremd gewesen war. Seitdem galten die beiden Grimms dem Bürgertum des Wilhelminischen Kaiserreiches als beispielgebende Verkörperung seines Selbstbildes: besinnlich, fleißig und gottesfürchtig nach innen, aber gigantisch, genialisch und heroisch nach außen.

Völkische Heroen im Nationalsozialismus

So nimmt es nicht wunder, daß Jacob und Wilhelm Grimm schließlich aufrückten zu Inkarnationen des „deutschen Geistes“ und des „deutschen Wesens“, deren Wiederherstellung sich der Nationalsozialismus und seine akademischen

Wegbereiter und Gefolgsleute zum Ziel machten.

Zwar hatte man seine Schwierigkeiten bei der Jahrhundertfeier der Göttinger Protestation im Jahr 1937, warf der Einspruch der sieben Profes-

soren gegen den Verfassungsbruch des hannoverschen Königs doch ein Licht der Fragwürdigkeit auf die nationalsozialistische Eidespraxis der Jahre 1933/34 und entsprach nicht der zeitgenössischen Maxime unbedingten Gehorsams der Volksgenossen. Doch die gängige Interpretation der Inhalte und Intentionen des Grimmschen Werkes fügte sich ein in die allgemeine Tendenz der Deutschtümelei, die schon Jahrzehnte vor der nationalsozialistischen Machtergreifung in der Germanistik vorherrschend geworden war.

Das Wissenschaftsprogramm einer breit angelegten Germanistik, das die beiden Brüder begründet hatten, wurde zur Forderung nach einer „Deutschwissenschaft“ als umfassender Wissenschaft vom „deutschen Wesen“; ihre induktive und intuitionistische Vorgehensweise wurde als Legitimation mystifizierender Methoden herangezogen; ihr Bemühen um die Bewahrung der deutschen Sprache diente als Rechtfertigung einer schematischen Hatz auf Fremdwörter.

Die Bundesrepublik und die Protagonisten der Kulturnation

Nach dem Untergang der nationalsozialistischen Herrschaft im Mai 1945 mußte sich die Auseinandersetzung der Deutschen mit ihrer Vergangenheit auch auf die Rolle der Germanistik während des Dritten Reiches erstrecken. Am weitesten ging dabei 1966 Walter Boehlich, für den dieses akademische Fach von Anfang an von der „Krankheit des Nationalismus“ befallen gewesen war. Nach Boehlich führte ein gerader Weg, der von antiaufklärerischen und antirevolutionären Ideen gepflastert war, von den Brüdern Grimm bis hin zu den Nazi-Germanisten. Den Göttinger Protest von 1837 tat Boehlich als Ausfluß von Religion und „Germanentum“, die Teilnahme Jacob Grimms an der Paulskirche als „eher lau“ ab. „Nein, ein revolutionärer Charakter war Jacob Grimm nicht.“ Daraus folgte für ihn im schlichten Umkehrschluß, daß die Grimms den Tag von Versailles, die Einigung Deutschlands nur von oben her, sicherlich jubelt hätten. Weil die Grimms keine Revolutionäre waren, mußten sie für Boehlich Anhänger des Obrigkeitsstaates gewesen sein.

Diese pauschalen und unhistorischen Bemühungen, mit dem Bilde der nationalistisch infizierten Germanistik auch gleich die Brüder Grimm als deren akademische Väter auszuschütten, waren nach 1945 allerdings die Ausnahme. Es überwog

Die vaterländischen, aber doch zugleich universalistischen Intentionen der Brüder Grimm wurden damit zu nationalistischen, dann völkischen und schließlich sogar rassistischen Anliegen verkürzt und umgebogen. Das wird schon aus einer Titelabfolge von Büchern und Zeitschriftenartikeln deutlich, die in der Zeit des Dritten Reiches von renommierten Grimm-Forschern veröffentlicht wurden: Begnügte sich 1935 Will-Erich Peuckert bei der von ihm herausgegebenen Sammlung von Werken der Brüder mit dem Untertitel „Ewiges Deutschland“, so sprach Willi Berger 1937 von „Jacob Grimm und seine(r) völkische(n) Gedankenwelt“ und publizierte Wilhelm Schoof 1941/42 Gedanken zu „Volk und Rasse bei Jacob Grimm“. Völkisches Vokabular, nationalistische Expansionsansprüche und rassistische Überheblichkeiten wurden in das Werk der Brüder Grimm hineininterpretiert, denen es doch nur um die Bewahrung des kulturellen und insbesondere des sprachlichen Erbes der Deutschen gegangen war.

die Tendenz, sich nach den Irrwegen der deutschen Germanistik wieder ihrer lauterer Ursprünge zu erinnern.

Den Tenor dazu setzte 1948 Carl Zuckmayer in seinem Büchlein über die Brüder Grimm, deren Leben und Wirken für ihn dem Untertitel dieser biographischen Skizze zufolge „ein deutscher Beitrag zur Humanität“ war. Für Zuckmayer verkörperten die beiden Grimms mit ihrem bescheidenen, brüderlichen, stillen und zugleich für die Suche nach der Wahrheit begeisterungsfähigen Wesen die bessere Seite der Deutschen, an die es wieder anzuknüpfen gelte. Ohne Zweifel empfand Zuckmayer sich wie viele seiner in die Emigration gegangenen Schriftstellerkollegen als in der Tradition der Brüder stehend, waren sie doch ebenfalls vor der Willkür der Herrscher geflohen und kamen jetzt in das Vaterland zurück, um beim demokratischen Wiederaufbau zu helfen, auch mit den Mitteln der Poesie und der Germanistik.

Die Brüder Grimm als gewissenstreue und humanistisch gesinnte Sprachforscher: Dieses Verständnis bildete auch die Grundlage der Rede Richard von Weizsäckers am 26. August 1985 zur Eröffnung des VII. Internationalen Germanistenkongresses in Göttingen. Die Sprache, das klang in der Rede des Bundespräsidenten immer wie-

der an, ist kein Vehikel der nationalstaatlichen Abgrenzung und Arroganz, sondern Medium der Verständigung zwischen Menschen und Völkern. Nicht zuletzt ist es die deutsche Sprache, die bei allen Abweichungen insbesondere im offiziellen Sprachgebrauch die Klammer zwischen den Deutschsprechenden in der Bundesrepublik und der DDR, aber auch in Österreich, der Schweiz und zu den Auslandsdeutschen bildet.

Das Leben der Brüder Grimm für die deutsche Sprache ist das offizielle Hauptmotiv für die Bewahrung ihres Andenkens in der Bundesrepublik. Diesem Aspekt ihres Wirkens verdankten sie es im Mai 1961, daß sie aus Anlaß des endlich erfolgten Abschlusses des „Deutschen Wörterbuches“ zu Helden des Titelblattes und der Titelgeschichte des „Spiegels“ aufrückten. Im Jubiläumsjahr 1985 hat sich der Ruhm von Jacob und Wilhelm Grimm als Sprachwissenschaftler in dem sensationellen Verkaufserfolg der 33bändigen Taschenbuchausgabe des „Deutschen Wörterbuches“ niedergeschlagen, von der innerhalb eines guten Jahres 18 000 Exemplare verkauft wurden. Die Originalausgabe beim S. Hirzel Verlag in Leipzig hat von 1954 bis heute eine Verkaufszahl von knapp 5 000 erreicht.

Als Rechtshistoriker und als politisch Tätige wurden die Grimms jedoch weitgehend ignoriert. Nur einmal, im Jahr 1957, rückte ihr Protest des Jahres 1837 wieder in das Bewußtsein der breiten Öffentlichkeit, als 18 Professoren des Göttinger Max-Planck-Instituts für Physik einen Appell an die Bundesregierung richteten, auf die geplante Bewaffnung der Bundeswehr mit Atomwaffen zu verzichten. Doch ansonsten sind die Grimms in Westdeutschland wie in aller Welt vor allem die Sammler und Herausgeber der „Kinder- und Hausmärchen“, die man kennt.

Die DDR und die demokratischen Humanisten

Im Vergleich zur Bundesrepublik ist die Rezeption der Brüder Grimm in der DDR eindeutiger, gleichförmiger, traditioneller und wissenschaftlicher, in gewisser Weise deutscher. Die überaus positive Würdigung Jacob und Wilhelm Grimms wurde schon durch die Altväter der in der DDR herrschenden Ideologie vorgegeben. Karl Marx und Friedrich Engels griffen bei ihren sprach- und rechtsgeschichtlichen Arbeiten immer wieder auf die Werke der Grimms zurück, wie man ihrem Briefwechsel entnehmen kann. Als vor ei-

Die öffentliche Aneignung der Märchenbrüder erfolgt in der Bundesrepublik besonders durch die ironisierende Verwertung der Motive, aber auch durch die Entschlüsselung der Inhalte der Märchen. Es ist bekannt, daß Wilhelm in den Märchen allzu direkte sexuelle Anspielungen glättete und verbarg. Die moderne Psychoanalyse hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese meist sehr offenbaren Geheimnisse zu dechiffrieren, wobei die Grenze zwischen ernstgemeiner Forschung und humorvoller Satire oft fließend ist.

So hat der Frankfurter Politikwissenschaftler Iring Fetscher langweilige Dauersitzungen in der universitären Selbstverwaltung dazu ausgenutzt, Grimms Märchen aus der Sicht der philologischen Textkritik, der Psychoanalyse und des historischen Materialismus fortzuschreiben und zu deuten („Wer hat Dornröschen wachgeküßt?“, 1972) und damit eine Auflagenzahl erreicht, an die er mit seinen fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen kaum zu denken wagt.

Die vorder- und hintergründigen Inhalte von Grimms Märchen haben Stoff für zahlreiche Film- und Fernsehproduktionen — auch im Gefolge der Sex-Welle des bundesdeutschen Films der sechziger Jahre — hergegeben. Im doppelten Jubiläumsjahr 1985/86 macht eine Ausstellung „Der Grimm auf Märchen“ deutlich, wie sehr die Märchen die Phantasie von Karikaturisten, Malern, Schriftstellern, ja selbst Feministinnen beflügeln.

Alle diese Zeugnisse der bundesrepublikanischen Medienlandschaft spiegeln die Tatsache wider, daß die Grimmschen Märchen auch heute noch zum Hausschatz unserer Alltagskultur gehören. Sie sind aber auch Produkte mancher Bedürfnisse und Eigenheiten unserer Gesellschaft, die den Brüdern sicherlich befremdlich erschienen wären.

nem Jahr, am 4. Januar 1985, der 200. Geburtstag Jacob Grimms auch in der DDR gefeiert wurde, wählte das „Neue Deutschland“ zum Titel seines Jubiläumsartikels die Bemerkung des seinerzeit in Manchester lebenden Engels in einem Brief vom 4. November 1859 an den in London wohnenden Marx. Engels bat Marx um die Rücksendung von Jacob Grimms „Geschichte der deutschen Sprache“ und kommentierte: „der alte Kerl ist aber wirklich famos“.

Grundlegend für die politische und wissenschaftliche Einschätzung der Grimms in der DDR wurde die Gedenkrede von Leo Stern zum 100. Todestag von Jacob Grimm. Leo Stern, prominenter Altkommunist und Ordinarius für neuere Geschichte an der Universität Halle-Wittenberg, hielt diese Rede am 26. September 1963 in der Deutschen, der vormals Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der auch die beiden Grimms angehört hatten.

Der Nestor der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft im zweiten deutschen Staat wandte sich gegen das gängige apolitische und esoterische Grimm-Bild, insbesondere die romantisierende Verniedlichung der Brüder zu „Spitzweg-Figuren“. Ihm hingegen kam es darauf an, den geistigen und politischen Standort der Grimms, ihres Lebens und ihres Werkes, in der deutschen Geschichte herauszuarbeiten. Stern kam zu dem Ergebnis, daß bei Jacob Grimm eine „zunehmende Läuterung von der patriotisch-konservativen Grundhaltung seiner Jugend- und ersten Mannesjahre zum gemäßigten Liberalen, ja zum Demokraten mit ausgesprochenen anti-feudalen, republikanischen Auffassungen im vorgerückten Alter“ zu beobachten gewesen sei. Jacob Grimm sei ein großer deutscher Gelehrter, wenn auch kein Politiker gewesen. Doch sein Werk, sein Briefwechsel und sein sporadisches Auftreten in der aktiven Politik zeugten, so beschloß Stern seine Gedenkrede, von einem „klaren politischen Engagement von Jacob Grimm für die Sache des Volkes, der Freiheit, des Fortschritts, der Demokratie und des Humanismus“.

An diese Vorgaben halten sich Politiker, Germanisten und Historiker der DDR bei ihrer Einschätzung der Brüder Grimm bis heute. Die Grimms werden sowohl gegen apolitische Verkürzungen zu Märchenonkeln und Stubengelehrten als auch gegen verbalradikale Denunziationen als Nationalisten oder gar Präfaschisten in Schutz genommen. In ihrem Leben und Werk seien vielmehr grundsätzliche Positionen des progressiven Bürgertums ihrer Zeit zum Ausdruck gekommen. In politischer — nicht in methodischer — Hinsicht hätten sie mehr in den Traditionen der fortschrittlichen Aufklärungsbewegung als denen der konservativen Romantik gestanden (Burkhart Löther 1977). Ihnen wird von der DDR mit Herder der Ehrentitel „Philologen der Nation“ verliehen.

Bei so viel positiver Einschätzung war es nur folgerichtig, daß der Name der beiden Grimms 1979 von der DDR für einen Preis in Anspruch ge-

nommen wurde, der vom Minister für Hoch- und Fachschulwesen an Germanisten, Deutschlehrer, Autoren von Lehrbüchern und Medienprogrammen auf dem Gebiet Deutsch als Fremdsprache und Übersetzer verliehen wird, die sich „um die Förderung der Arbeit mit der deutschen Sprache und der Germanistik im Ausland“ besondere Verdienste erworben haben.

Seitdem wird der „Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preis der Deutschen Demokratischen Republik“ jährlich an bis zu sechs Personen oder Kollektive des In- oder Auslandes im Rahmen einer Feierstunde verliehen, in der durch den Festvortrag eines DDR-Germanisten die wissenschaftliche Bedeutung des Grimmschen Werkes, durch die Ansprache des Ministers die politischen Bezüge zur DDR-Politik der Gegenwart herausgestellt werden. Das ist nicht immer leicht, wenn auf der einen Seite konzidiert werden muß, daß die Brüder Grimm Anhänger einer umfassenden deutschen Sprachnation waren, auf der anderen Seite die westdeutsche Parole von der „Einheit der (Kultur-) Nation“ zurückgewiesen und die Ausprägung einer „eigenständigen sozialistischen deutschen Nationalkultur“ in der DDR behauptet wird.

Die selektive Wahrnehmung der politischen Aneignung der beiden Grimms durch die DDR wird auch deutlich, wenn man die Liste der bisherigen Grimm-Preisträger durchgeht: Von 1980 bis 1985 haben sechs Personen aus der DDR, 16 aus den anderen kommunistischen Staaten, fünf aus blockfreien Ländern, sieben aus Staaten des westlichen Bündnisses, aber noch niemand aus der Bundesrepublik den Preis erhalten. So weit geht offensichtlich der „Beitrag zur wissenschaftlichen Zusammenarbeit mit der Deutschen Demokratischen Republik und zur Völkerverständigung“, wie es bei der Stiftung des Grimm-Preises Anfang 1979 hieß, noch nicht, daß Germanisten und Deutschlehrer aus dem anderen Deutschland geehrt werden könnten.

Die offizielle und akademische Inanspruchnahme von Leben und Werk der Brüder Grimm für die Politik des zweiten deutschen Staates und das Renommee seiner Wissenschaften ist Teil des umfassenden Bemühens der DDR, sich als Verkörperung und Erfüllung aller progressiven und humanistischen Traditionen der deutschen Geschichte zu sehen. Ganz offen hat das 1975 Kurt Hager, der für die Kultur zuständige Sekretär des ZK der SED, ausgesprochen, als er die DDR als „Erben alles Großen und Unvergänglichen der Kultur des deutschen Volkes“ bezeichnete.

Diese Geschichts- und Klassikerrezeption dient den legitimatorischen Bedürfnissen des zweiten deutschen Staates, sie spiegelt aber auch das Selbstverständnis seiner Herrschenden wider. Unter diesem Vorzeichen wurde 1981 ein Schinkel-Jahr, 1982 ein Goethe-Jahr, 1983 zugleich ein Luther- und ein Marx-Jahr und 1985 ein Bach-Händel-Schütz-Jahr gefeiert und wird 1985/86

gleich ein Doppeljahr zu Ehren der Brüder Grimm zelebriert. Damit wird gleichzeitig die DDR, die diese Geistesgrößen in Ehren hält, gefeiert. Es sei dahingestellt, ob die Brüder Grimm Gefallen an so viel Aufmerksamkeit fänden. Zu Lebzeiten jedenfalls haben sie sich öffentlichen Auftritten und Ehrungen eher entzogen.

Zwischendeutscher Wettbewerb und deutsch-deutsche Zusammenarbeit im Zeichen der Grimms

So wetteifern die beiden deutschen Staaten, ihre Politiker, Germanisten und Journalisten um die posthume Gunst der Brüder Grimm. Jeder beansprucht für sich, der legitime Verwalter ihres Erbes zu sein und wirft der anderen Seite vor, es zu mißbrauchen und zu verfälschen. Und beide Staaten berufen sich darauf, daß Jacob und Wilhelm Grimm wesentliche Stationen und Taten ihres Lebens auf ihrem Territorium verbracht haben: Die Bundesrepublik feiert am Geburtsort Hanau, in Kassel und Marburg an den Stätten langjähriger Studien und Forschungen sowie in Göttingen an dem Ort, der den Brüdern politische Berühmtheit eintrug; die DDR kann mit der Berliner Akademie der Wissenschaften und der Universität diejenigen Institutionen vorweisen, in denen die Brüder 20 Jahre lang die Ernte ihres Lebens einbrachten.

Die Konkurrenz der beiden deutschen Staaten um die Brüder Grimm geht bis in die Ausgabenpolitik ihrer Briefmarken. In den sechziger Jahren kam es zu einem postalischen Wettstreit von Bundesrepublik und DDR bei der Berücksichtigung von Märchen auf jenen kleinen Produkten der Gebrauchsgraphik, denen oft großer politischer Symbolgehalt zukommt.

Den Anfang machte 1959 die Deutsche Bundespost, als sie für ihre jährliche Serie von Wohlfahrtsmarken drei Motive aus dem Märchen „Die Sterntaler“ und dazu das bekannte Doppelpor-trät von Jacob und Wilhelm aus dem Jahre 1843 in der Radierung ihres Malerbruders Ernst Ludwig Grimm auswählte.

Es folgten „Rotkäppchen“ (1960), „Hänsel und Gretel“ (1961), „Schneewittchen“ (1962), „Der Wolf und die sieben Geißlein“ (1963), „Dornröschen“ (1964), „Aschenputtel“ (1965) und „Der Froschkönig“ (1966). Doch als dann im Jahr 1966 die Deutsche Post der DDR mit einem Kleinbogen von sechs Werten zu „Tischlein deck dich“ die Grimmschen Märchenmotive entdeckte, schien das Thema der Bundespost verleidet, brachte sie lediglich noch 1967 „Frau Holle“ und 1982 eine einzelne Briefmarke mit den „Bremer Stadtmusikanten“ heraus.



schen Staaten leisten werden. Denn sicherlich hatte es seine Bedeutung, daß die Bundesrepublik ihre Märchenmarken mit den „Sterntalern“, die DDR aber mit „Tischlein deck dich“ begann. Fest steht jedenfalls, daß die Grimms mit 62 Briefmarken aus der DDR, 38 aus der Bundesrepublik und 16 aus West-Berlin einen beträchtlichen Teil der deutschen Markenproduktion des letzten Vierteljahrhunderts für sich verbuchen können.

Neben der Konkurrenz um das Erbe der Grimms steht aber auch die Zusammenarbeit beider deutscher Staaten zum Zwecke seiner gemeinsamen Bewahrung. Das erstaunlichste Beispiel für diese deutsch-deutsche Kooperation ist die endlich geglückte Vollendung des „Deutschen Wörterbuches“. Dieses monumentale Unternehmen hatte nach dem Tode seiner Initiatoren die banalsten und zugleich die außergewöhnlichsten Schwierigkeiten zu überwinden, angefangen von der Materialfülle — allein in den Jahren 1908 bis 1912 sammelten Göttinger Studenten 2 Millionen Belegzettel — bis hin zum Abtransport dieser Belege am Ende des Zweiten Weltkrieges durch die Rote Armee aus zwei Bergwerkschächten in Mitteldeutschland und zur Rückführung nach Deutschland dank der Initiative des damaligen Nestors der sowjetischen Germanisten.

Mit vereinten Kräften gingen eine Arbeitsstelle in Ost-Berlin und eine in Göttingen daran, das große Werk abzuschließen. Im Frühjahr 1961 war es so weit, lag die 380. und letzte Lieferung zu dem Wörterbuch vor, 123 Jahre nach dem Beginn der Arbeit durch die Brüder Grimm und 109 Jahre nach Erscheinen der ersten Lieferung.

Und noch erstaunlicher war, daß „im Jahr der deutschen Teilung 1961“, wie es die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ schon vor dem 13. August 1961 fast prophetisch nannte, die Berliner Akademie der Wissenschaften in der DDR und die

Göttinger Akademie der Wissenschaften in der Bundesrepublik beschlossen, eine Neubearbeitung des „Deutschen Wörterbuches“ in Angriff zu nehmen, deren Vollendung trotz der modernen Arbeitsmittel im Hinblick auf den gewachsenen Quellenberg sicherlich wieder ein Jahrhundertwerk wird.

Andere Teile des Erbes der Brüder Grimm warten noch darauf, von den Deutschen in Ost und West, sei es gemeinsam oder getrennt, gesichtet und bewahrt zu werden. So hütet die Stiftung „Preußischer Kulturbesitz“ in der Staatsbibliothek in West-Berlin 92 Kisten mit dem handschriftlichen, vor allem dem brieflichen Nachlaß der Brüder, aus dem noch vieles zu entdecken und veröffentlichen ist. Und nur wenige Kilometer entfernt, aber jenseits der Berliner Mauer, haben 1983 Mitarbeiter der Bibliothek der Humboldt-Universität damit begonnen, die 6 000 Bände aus dem Privatbesitz der Grimms mit deren Randnotizen und Widmungen wieder zu einer einheitlichen Bibliothek zusammenzufassen, nachdem diese beim Erwerb im Jahr 1867 entgegen dem Wunsch der Brüder auf die verschiedensten Magazine zerstreut worden waren. Am 1. Januar 1986 ist an der Humboldt-Universität eine „Forschungsstelle Brüder Grimm“ eingerichtet worden.

Insbesondere aber wären die Brüder Grimm und das Bild, das wir uns von ihnen machen, ein lohnendes Thema für die allmählich zwischen Wissenschaftlern aus der Bundesrepublik und der DDR in Gang kommende akademische Diskussion. Auch wenn man noch nicht zu gemeinsamen Schlußfolgerungen käme, könnten die Brüder über ihren 200. Geburtstag hinaus das Gespräch zwischen Deutschsprechenden anregen.

„Und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.“ (Das Märchen vom „Fundevogel“)

Bibliographie

- Brüder Grimm, *Kinder- und Hausmärchen*, Bayreuth 1976.
- Jacob Grimm, *Über seine Entlassung*, Basel 1838.
- Jacob Grimm, *Kleinere Schriften*, Bd. 8: Vorreden, Zeitgeschichtliches und Persönliches, Gütersloh 1890; Nachdruck Hildesheim 1966.
- Jacob Grimm, *Selbstbiographie. Ausgewählte Schriften, Reden und Abhandlungen*, hrsg. von Ulrich Wyss, München 1984.
- Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, 33 Bände, Leipzig 1854—1961; Taschenbuchausgabe, München 1984.
-
- Walter Boehlich, *Aus dem Zeughaus der Germanistik. Die Brüder Grimm und der Nationalismus*, in: *Der Monat*, 18 (1966), S. 56—68.
- Friedrich Christoph Dahmann, *Zur Verständigung*, Basel 1838.
- Ludwig Deneke, *Jacob Grimm und sein Bruder Wilhelm*, Stuttgart 1971.
- W. P. Fahrenberg/Armin Klein, *Der Grimm auf Märchen. Motive Grimmscher Volksmärchen und Märchenhaftes in den aktuellen Künsten*, Marburg 1985.
- Roland Feldmann, *Jacob Grimm und die Politik*, Kassel 1970.
- Iring Fetscher, *Wer hat Dornröschen wachgeküßt? Das Märchen-Verwirrbuch*, Frankfurt/Main 1974.
- Gisela Friedrichsen, *Wem gehören die Brüder Grimm? Versuche im Grimm-Jahr, die politische Bedeutung der Sprachforscher herauszustellen*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 6. Mai 1985, S. 9.
- Kurt Hager, *Aufgaben der Gesellschaftswissenschaften*, in: *Einheit*, 1975, S. 136—143.
- Ernst Rudolf Huber, *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789*, Bd. 2, Stuttgart 1960².
- Burkhard Löther, *Kritische Aneignung des Erbes und bürgerliche Jacob-Grimm-Rezeption*, in: Joachim Schildt (Hrsg.), *Erbe, Vermächtnis und Verpflichtung. Zur sprachwissenschaftlichen Forschung in der Geschichte der AdW der DDR*, Berlin (Ost) 1977, S. 60—82.
- Wilhelm Scherer, *Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*, in: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 9, Leipzig 1879.
- Gabriele Seitz, *Die Brüder Grimm. Leben — Werk — Wirkung*, München 1984.
- Leo Stern, *Der geistige und politische Standort von Jacob Grimm in der deutschen Geschichte*, Berlin (Ost) 1963.
- Verordnung über die Stiftung des „Jacob- und Wilhelm-Grimm-Preises der Deutschen Demokratischen Republik“ vom 5. Januar 1979, in: *Gesetzblatt der DDR*, Teil I, 1979, S. 37 f.
- Georg Waitz, *Zum Gedächtnis von Jacob Grimm*, in: *Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen*, Bd. 11, Göttingen 1864.
- Christoph Wetzel, *Brüder Grimm, Reihe Die großen Klassiker*, Bd. 34, Salzburg 1983.
- Franz Wigand (Hrsg.), *Stenographischer Bericht der deutschen konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt am Main*, Bd. 1 und 2, 1848.
- Zeitschrift „Deutsch als Fremdsprache“, Jahrgang 17—22, Leipzig 1980—1985.

Nationalbewußtsein und Nationalstaat der Deutschen

Die quälende Frage nach ihrer Identität, so scheint es, ist eine spezifische Frage der Deutschen. Immer wieder wurde sie gestellt — im späten 18. Jahrhundert und heute —, mit unterschiedlicher Intensität, nicht selten aus kaum erkennbarem Anlaß. Oft schien sie jahre- und jahrzehntelang vergessen zu sein, um dann auf einmal, meist unvermittelt und unerwartet, von neuem die politische Diskussion zu beherrschen. Ganz verstummt ist sie im Grunde nie.

Wer sind wir? Woher kommen wir? Was ist deutsch? Die Suche, ja die Sehnsucht nach präzisen Antworten auf diese existentiellen Fragen, die Schwierigkeit, ihr Selbstverständnis angemessen zu beschreiben, ist ein charakteristischer Bestandteil der politischen Kultur der Deutschen. Unausgesprochen wird vorausgesetzt, daß ein Konsens über Identität¹⁾, gemeinsame Erfahrungen und Ziele für die Stabilität eines politischen Gemeinwesens in Gegenwart und Zukunft lebensnotwendig sind. Verwiesen wird mit Vorliebe auf Engländer und Franzosen, selbst auf die Ita-

¹⁾ „Die politische Identität ist das Ergebnis eines Prozesses der Selbstzuschreibung vergangener politischer Erlebnisse und Verhaltensweisen, gewissermaßen die Summe des Gedächtnismaterials des eigenen politischen Verhaltens. Darin liegt die prinzipielle Änderungsmöglichkeit begründet, aber auch die kurz- und mittelfristig relativ hohe Stabilität“ (G. Schmidchen, Was den Deutschen heilig ist. Religiöse und politische Strömungen in der Bundesrepublik Deutschland, München 1979, S. 141). W. Weidenfeld definiert Identität als „Summe unseres Orientierungswissens“ (Die Identität der Deutschen — Fragen, Positionen, Perspektiven, in: ders. (Hrsg.), Die Identität der Deutschen, München 1983², S. 19). Aus der kaum noch überschaubaren Literatur zur Problematik vgl. K. Weigelt (Hrsg.), Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen, Mainz 1984; B. Willms, Die Deutsche Nation, Köln 1982; H. Pross, Was ist heute deutsch? Wertorientierungen in der Bundesrepublik, Reinbek bei Hamburg 1982; J. Leinemann, Die Angst der Deutschen. Beobachtungen zur Bewußteinslage der Nation, Hamburg 1982; W. Weidenfeld, Die Frage nach der Einheit der deutschen Nation, München 1981; A. Peisl/A. Mohler (Hrsg.), Die deutsche Neurose. Über die beschädigte Identität der Deutschen, Frankfurt 1980; I. Fetscher, Die Suche nach der nationalen Identität, in: J. Habermas (Hrsg.), Stichworte zur „Geistigen Situation der Zeit“, Bd. 1, Frankfurt 1979, S. 115—131; M. und S. Greiffenhagen, Ein schwieriges Vaterland. Zur politischen Kultur Deutschlands, München 1979²; K. Tepe, Das deutsche Identitätsproblem. Eine historisch-politische Provokation, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 20—21/76, S. 29—39.

liener, die den nationalen Einheitsstaat nur unwesentlich früher als die Deutschen gewinnen konnten. Deren Identität ist, zumindest aus deutscher Sicht, eindeutig, in sich ruhend, begünstigt durch Geographie und Geschichte. Hingegen ist der gemeinsame Erfahrungshorizont der Deutschen angeblich viel schwerer zu bestimmen. Ihr kollektives historisches Bewußtsein, fraglos ein zentrales Element gemeinsamer Identität, sei schwach entwickelt und höchst unterschiedlich besetzt. Eingedenk der tiefen Kontinuitätsbrüche, der Verwerfungen und der Abgründe deutscher Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert sollte das nicht verwundern.

Der Philosoph Karl Jaspers hatte den Westdeutschen Mitte der sechziger Jahre die schonungslose Diagnose gestellt — und in vielen ihrer Aussagen ist sie offenbar noch immer nicht überholt: „Man hat von einem *Vakuum* unseres politischen Bewußtseins gesprochen. Wir haben in der Tat noch kein in den Herzen gegründetes politisches Ziel, kein Bewußtsein, auf einem selbstgeschaffenen Grunde zu stehen. . . Das Vakuum wird nicht erfüllt durch ein Nationalbewußtsein. Dieses fehlt entweder oder ist künstlich. . . Es gibt für uns noch immer keinen politischen Ursprung und kein Ideal, kein Herkunftsbewußtsein und kein Zielbewußtsein, kaum eine andere Gegenwärtigkeit als den Willen zum Privaten, zum Wohlleben und zur Sicherheit.“²⁾ Nach dem militärischen und politischen Zusammenbruch des Dritten Reiches war und ist die Rede von einem Identitätsdefizit der Westdeutschen, von einer Identitätskrise, gar von einem Identitätsverlust.

Die europäischen Nachbarn betrachten ihrerseits die sporadisch aufbrechende Diskussion über die deutsche Identität gleichsam als Seismographen für intellektuelle Unruhe unter den Deutschen — zugleich aber ist sie Anlaß für Beunruhigung über die Deutschen³⁾. Verbergen sich hinter ihr

²⁾ K. Jaspers, Wohin treibt die Bundesrepublik? Tatsachen, Gefahren, Chancen, München 1966, S. 177ff.

³⁾ Vgl. z. B. E. Schulz, Die deutsche Nation in Europa. Internationale und historische Dimensionen, Bonn 1982, S. 135—146, und P. Hassner, Was geht in Deutschland vor? Wiederbelebung der deutschen Frage durch Friedensbewegung und alternative Gruppen, in: Europa-Archiv, 37 (1982), S. 517—526.

letzten Endes „Unsicherheiten zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft Deutschlands“⁴⁾, wie unlängst der Politologe Werner Weidenfeld meinte? Deuten sie auf einen „gesteigerten Bedarf an Gemeinschaftserfahrung in einer Industriegesellschaft“ hin, der sich „in der Suche nach plausiblen Positionsbeschreibungen und Standortbestimmungen“⁵⁾ niederschlägt? Ist es also ein Bedarf, durch den sich die „Deutschen“ von ver-

gleichbaren Industrienationen Westeuropas seit dem 19. Jahrhundert unterscheiden? Und wird man die Frage der Deutschen nach ihrer Identität, die weitgehend, wenngleich nicht ausschließlich, die Frage nach ihrem nationalen Bewußtsein ist, letztlich nicht doch als Element des neuerdings wieder oft behaupteten und ebenso oft bestrittenen „deutschen Sonderwegs“⁶⁾ verstehen müssen?

I. Die Entstehung des deutschen Nationalbewußtseins

Als die Frage nach der merkwürdig schillernden Identität der Deutschen von verschiedenen Seiten jüngst wieder nachdrücklich gestellt wurde, ging damit eine ungewöhnlich lange Periode zu Ende, in der das Problem entweder keine oder allenfalls eine nachgeordnete Rolle gespielt hat. Die Frage hatte nach Meinung der Politiker und Historiker eine weithin akzeptierte Antwort gefunden. Sie war nicht mehr aktuell, der Stellenwert der deutschen Nation, der Inhalt des deutschen Nationalbewußtseins schienen festzuliegen. Der nationale Einheitsstaat der Deutschen, 1870/71 „verspätet“⁷⁾ und in kriegerischer Auseinandersetzung mit europäischen Nachbarvölkern entstanden, hatte den Rahmen für das politische und soziale Zusammenleben der Deutschen geschaffen. Er formte fortan ihr politisches Bewußtsein, prägte ihre Identität.

An dieser Entwicklung, die das deutsche Nationalbewußtsein nach Jahrzehnten des Schwankens und der Ungewißheit auf das Gebiet des Bismarckreiches verengte, hatte die sogenannte bo-

russische Geschichtsschreibung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts maßgeblichen Anteil. Als Heinrich von Treitschke, einer ihrer einflußreichsten Repräsentanten, 1879 den ersten Band seiner „Deutschen Geschichte“ veröffentlichte, sprach er von der „Freude am Vaterlande“, das mit der Reichsgründung nach langen Kämpfen endlich seine politischen Grenzen gefunden hatte — für die Gegenwart, für die Zukunft und rückblickend selbst für die Vergangenheit⁸⁾. Deutschland war von nun an identisch mit dem neugeschaffenen Kaiserreich.

Aufgabe der deutschen Historiker mußte es sein aufzuzeigen, wie dieses Reich geradezu zwangsläufig als Vollendung der deutschen Geschichte entstanden war und was sich auf seinem Territorium in der Vergangenheit ereignet hatte. Für die Historiker rückte das Ringen um den deutschen Nationalstaat und das Wirken seiner Schöpfer in das Zentrum ihrer wissenschaftlichen Arbeit und ihres in die Öffentlichkeit gerichteten politisch-pädagogischen Bemühens. Preußen, neben Österreich im 19. Jahrhundert der stärkste deutsche Einzelstaat, war in diesem Ringen die Schlüsselrolle zugefallen. Die „Erzähler deutscher Geschichte“ betrachteten es folglich als ihre vornehmste Pflicht, die Verwandlung der mitteleuropäischen Vielstaaterei in das „preußische Reich deutscher Nation“⁹⁾ immer wieder darzustellen und den neuen Staat historisch zu legitimieren.

⁴⁾ W. Weidenfeld (Hrsg.), Die Identität der Deutschen (Anm. 1), S. 9.

⁵⁾ Ebd.

⁶⁾ Zur darüber geführten Diskussion: B. Faulenbach, Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus, München 1980; ders., „Deutscher Sonderweg“. Zur Geschichte und Problematik einer zentralen Kategorie des deutschen geschichtlichen Bewußtseins, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 33/81, S. 3—21; Institut für Zeitgeschichte (Hrsg.), Deutscher Sonderweg — Mythos oder Realität?, München 1982; K. Sontheimer, Ein deutscher Sonderweg?, in: W. Weidenfeld (Hrsg.), Die Identität der Deutschen (Anm. 1), S. 324—335.

⁷⁾ H. Plessner, Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes, in: ders., Gesammelte Schriften, Bd. 6, Frankfurt 1982, S. 7—223; auch Th. Schieder, Das Deutsche Reich in seinen nationalen und universalen Beziehungen 1871 bis 1945, in: ders./E. Deuerlein (Hrsg.), Reichsgründung 1870/71. Tatsachen, Kontroversen, Interpretationen, Stuttgart 1970, S. 422—454.

⁸⁾ H. von Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 1, Leipzig 1879, S. VIII. Vgl. dazu E. Fehrenbach, Die Reichsgründung in der deutschen Geschichtsschreibung, in: Th. Schieder/E. Deuerlein (Hrsg.) (Anm. 7), S. 259—290, und W. Hardtwig, Von Preußens Aufgabe in Deutschland zu Deutschlands Aufgabe in der Welt. Liberalismus und borusianisches Geschichtsbild zwischen Revolution und Imperialismus, in: Historische Zeitschrift, 231 (1980), S. 265—324.

⁹⁾ H. von Treitschke (Anm. 8), S. VIII f.

In der Interpretation der borussischen Historiker und eines großen Teils der zeitgenössischen Publizistik war der Weg „vom Deutschen Bund zum Deutschen Reich“, meist unter Ausblendung der Revolution von 1848/49, mehr oder weniger gradlinig verlaufen. Diese Sicht verlieh der deutschen Geschichte eine frappierende, die historische Wirklichkeit jedoch verzerrende Zielgerichtetheit. Sie erfüllte die Zeitgenossen mit tiefer Befriedigung, aber auch mit einem Gefühl der Leere angesichts einer Gegenwart und Zukunft, die einer großen Aufgabe offenbar entbehrten.

Heinrich von Sybel, Autor eines siebenbändigen Standardwerkes über die Reichsgründung, gab diesem Gefühl in seither immer wieder zitierten Worten beredten Ausdruck. „Wodurch hat man die Gnade Gottes verdient, so große und mächtige Dinge erleben zu dürfen? Und wie wird man nachher leben?“, fragte er Anfang 1871. „Was zwanzig Jahre der Inhalt alles Wünschens und Strebens gewesen, das ist nun in so unendlich herrlicher Weise erfüllt! Woher soll man in meinen Lebensjahren noch einen neuen Inhalt für das weitere Leben nehmen?“¹⁰⁾

Hermann Oncken, selbst noch in der borussischen Tradition deutscher Geschichtsschreibung stehend, kommentierte 1934 im Rückblick auch auf eigene Arbeiten: „So wurde es erst seit den Jahren 1866/71 möglich, unsere nationale Geschichte, als ob sie sich in sich selbst vollendet hätte, wieder in einem einheitlichen Bilde zu sehen und selbst ihre tieferen Gegensätze als Stufen der Überwindung im Lichte der Versöhnung zu begreifen. In dem Vollgefühl dieser Sicherheit hat die letzte Generation deutscher Historiker recht eigentlich gelebt und gearbeitet.“¹¹⁾ Die auf den Nationalstaat von 1871 fixierte Sicht der deutschen Geschichte wurde im Grunde erst nach dem tiefen Einschnitt von 1945 und angesichts der „Last“, die von der „gescheiterten Großmacht“ Deutsches Reich herrührt¹²⁾, zunehmend als problematisch empfunden, im wesentlichen aus zwei Gründen:

1. Die Konzentration auf Preußen, in dessen Politik nach dem Wiener Kongreß (1815) unzweifel-

haft die Vorstellung von seinem „deutschen Beruf“ eine Rolle spielte und dessen leitender Staatsmann Bismarck seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts der deutschen Einigung die entscheidenden Anstöße gab, führte bei der Darstellung der deutschen Geschichte zu einer Vernachlässigung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Ihre Interessen gingen mit denjenigen Preußens jedoch keineswegs immer konform; hinsichtlich der Ausgestaltung eines deutschen Nationalstaats vertraten sie durchaus eigene Positionen. Die Konzentration auf Preußen bedeutete zudem eine unzulässige Ausgliederung Österreichs aus der deutschen Geschichte schon vor dem Entscheidungsjahr 1866, in dem endgültig die Weichen für die „kleindeutsche“ Nationalstaatsgründung gestellt wurden. Das wurde nach dem Zusammenbruch des deutschen Nationalstaats von den Historikern deutlicher gesehen als zuvor.

2. Die Interpretation der deutschen Geschichte als „Vorgeschichte“ des Kaiserreiches von 1871 war dazu angetan, die Offenheit der historischen Entwicklung in Mitteleuropa seit dem frühen 19. Jahrhundert zu verdecken. Ein klar umrissenes „Ziel“ der deutschen Entwicklung war für die Zeitgenossen damals (wie heute für uns) nicht erkennbar. Allenfalls konnten sie über wünschenswerte Möglichkeiten, über Optionen und Alternativen deutscher Politik im nationalen Sinne diskutieren und spekulieren. Unter dem Einfluß der Französischen Revolution, der napoleonischen Herrschaft über Europa und der beginnenden Industrialisierung veränderten sich und zerfielen nicht nur die politischen Ordnungen, unter denen die Deutschen lebten, sondern auch die wirtschaftlichen und sozialen Strukturen in einer zuvor kaum vorstellbaren Radikalität.

In den Krisenjahren unmittelbar vor und nach 1800 entwickelte sich unter den Deutschen ein politisches Bewußtsein, das ungeachtet mancher Differenzierungen im einzelnen als deutsches „Nationalbewußtsein“ apostrophiert wird¹³⁾. Es stützte sich auf die These, daß die Deutschen eine sprachlich-kulturelle Gemeinschaft bildeten, eine „Kulturnation“, der jedoch die politische Organisation in einem einheitlichen Staat bislang nicht

¹⁰⁾ H. von Sybel an H. Baumgarten, 27. Januar 1871, in: J. Heyderhoff (Hrsg.), Deutscher Liberalismus im Zeitalter Bismarcks. Eine politische Briefsammlung, Bd. 1, Bonn 1925 (Neudruck Osnabrück 1970), S. 494.

¹¹⁾ H. Oncken, Wandlungen des Geschichtsbildes in revolutionären Epochen, abgedruckt in: Historische Zeitschrift, 189 (1959), S. 135.

¹²⁾ A. Hillgruber, Die Last der Nation. Fünf Beiträge über Deutschland und die Deutschen, Düsseldorf 1984, S. 30.

¹³⁾ Dazu ist immer noch wichtig F. Meinekes 1907 erschienene Studie Weltbürgertum und Nationalstaat, München 1969⁹. Ergänzend: R. M. Berdahl, Der deutsche Nationalismus in neuer Sicht (1972), in: H. A. Winkler (Hrsg.), Nationalismus, Königstein/Ts. 1978, S. 138–154; Th. Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, München 1983.

gelingen war. Das sich kristallisierende Nationalbewußtsein der Deutschen in der Phase ihres „nationalen Erwachens“ setzte sich dabei aus Elementen zusammen, deren Kombination noch fließend war. Diese Kombination sollte sich in der Folgezeit nicht unerheblich verändern.

Vom Nationalbewußtsein der Deutschen nach 1871 unterschied sich das frühe deutsche Nationalbewußtsein in vieler Hinsicht grundlegend¹⁴). Was die deutsche Nation war, wo die Grenzen des zu schaffenden Nationalstaats verlaufen sollten — das waren Anfang des 19. Jahrhunderts noch offene Fragen, auf die von den national gesinnten Deutschen höchst unterschiedliche Antworten gegeben wurden.

Die Kernfrage, warum die reichlich abstrakte deutsche „Nation“ und der deutsche „Nationalstaat“ zu Bezugspunkten für individuelle Loyalitäten wurden, entzieht sich einer präzisen Antwort. Letztlich läßt sie sich wohl nur mit Hilfe der Sozialpsychologie geben. Sicher waren verschiedene Faktoren dabei von Bedeutung. Der amerikanische Politologe Karl W. Deutsch hat, vor allem in seinem 1953 erschienenen Werk „Nationalism and Social Communication“, darauf hingewiesen, daß verbesserte Kommunikation, begünstigt durch neue Verkehrsmittel, neue Möglichkeiten der Nachrichtenübermittlung, Alphabetisierung, Ausweitung des Pressewesens usw., eine wichtige Voraussetzung für die Verbreitung eines nationalen Bewußtseins in einer Bevölkerung ist. Eine Verbesserung der Kommunikation läßt sich in Mitteleuropa während dieser Jahre unschwer nachweisen¹⁵).

Um einen nennenswerten Bevölkerungsteil im Sinne der nationalen Ideologie politisch mobilisieren zu können, bedurfte es aber zusätzlicher Motive. In diesem Zusammenhang wurde schon früh eine Verbindung zwischen Nationalismus und umfassendem wirtschaftlich-sozialem Wandel hergestellt. Gerade im deutschen Falle ist die zeitliche Parallelität zwischen nationaler Bewegung und der Modernisierung des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens seit dem Ende des 18. Jahrhunderts unübersehbar. Die beiden Stichworte für den säkularen Modernisierungsvorgang sind die Auflösung der ständisch-feudalen Herrschaftssysteme unter dem Druck der

Französischen Revolution wie auch der Herrschaft Napoleons und die industrielle Revolution. Die alte vertraute Welt Europas zerfiel.

Sprunghaftes Anwachsen der Bevölkerung, Binnenwanderung, soziale Entwurzelung, Pauperismus, sich enorm vertiefende soziale Ungleichheit — all diese Begleiterscheinungen des Zerfalls und der beginnenden Industrialisierung versetzten die europäische Gesellschaft seit dem späten 18. Jahrhundert in einen Zustand anhaltender Labilität. Durch Arbeitsteilung und Berufsdifferenzierung in der entstehenden industriellen Gesellschaft verloren die Individuen das Gefühl für die Einheit ihres sozialen Lebensraums¹⁶). „Der einst feste, auch im Geistigen und Religiösen verankerte Sozialkörper der ständisch-agrarischen Gesellschaft brach auf und entließ Myriaden von Einzelwesen, die nach neuen Sinngebungen suchten, sofern sie nicht allein mit der nackten Daseinsfürsorge befaßt waren.“¹⁷) Das wurde in Mitteleuropa wie später auch anderswo die Stunde der nationalen Idee.

Die Aushöhlung traditioneller Legitimität, regionaler, ständischer und religiöser Bindungen, die schon lange vorher im ausgehenden Ancien Régime eingesetzt hatte, schuf Raum für neue Loyalitäten. In der kritischen Situation eines allgemein beschleunigten Wandels entwarfen die Ideologen des Nationalismus eine neue Ordnung von Staat und Gesellschaft, die aus den Trümmern der alten hervorgehen sollte und die das verunsicherte, auf sich selbst zurückgeworfene Individuum in neue Zusammenhänge einzubinden versprach. Die Nationalisten forderten nicht mehr und nicht weniger als eine Rekonstruktion der Gesellschaft. Sie stellten dem einzelnen mehr Raum für seine individuelle Entfaltung in Aussicht und eine Beteiligung am politischen Willensbildungsprozeß. Der Kampf gegen das Ancien Régime, gegen die Monarchen und Dynastien erschien in der nationalen Perspektive als Kampf für die Schaffung einer demokratischen und liberalen Gesellschaft. Im Anschluß an die französischen Revolutionäre forderten die national gesinnten Deutschen bzw. ihre Sprecher daher sowohl für die deutsche Nation als auch für den einzelnen Freiheit, Gleichheit und Selbstbestimmung.

¹⁴) Vgl. W. J. Mommsen, Nationalbewußtsein und Staatsverständnis der Deutschen, in: R. Picht (Hrsg.), Deutschland, Frankreich, Europa. Bilanz einer schwierigen Partnerschaft, München 1978, S. 33 ff.

¹⁵) O. Dann, Nationalismus und sozialer Wandel in Deutschland 1806—1850, in: ders. (Hrsg.), Nationalismus und sozialer Wandel, Hamburg 1978, S. 77—128.

¹⁶) Siehe dazu H. A. Winkler, Einleitung: Der Nationalismus und seine Funktionen, in: ders. (Hrsg.) (Anm. 13), S. 26.

¹⁷) H. Schulze, Der Weg zum Nationalstaat. Die deutsche Nationalbewegung vom 18. Jahrhundert bis zur Reichsgründung, München 1985, S. 54f.

Die Hinwendung zur Nation als der neuen Gemeinschaftsform wurde für den einzelnen, der durch die Auflösung traditioneller Bindungen zwar freier, aber zugleich isolierter war, so etwas wie ein inneres Bedürfnis. Er mußte seine Identität beim „Übergang in die Modernität“¹⁸⁾, in der sich sein tägliches Leben radikal veränderte, neu definieren¹⁹⁾. Dies gelang ihm am ehesten, indem er sich mit dem spezifischen historisch-kulturellen Erbe der Nation, mit ihrer Sprache und Geschichte, mit ihrer gegenwärtigen und zukünftigen politischen Existenz identifizierte. Kurz: Im Übergang von der alten ständischen, agrarisch geprägten zur neuen, von den Gedanken der Revolution und modernen Produktionsformen bestimmten Welt wurde die Ideologie des Nationalismus zu einem Instrument, das die Massen politisch zu mobilisieren und zu integrieren vermoch-

te. Die Vision einer nach anderen Prinzipien organisierten Gesellschaft, die dem einzelnen Freiheit und Glückseligkeit versprach, weckte Zuversicht, Erwartungen, politisches Engagement.

Die nationale Idee wurde zur Triebkraft einer politischen „Bewegung“. Doch zu einer umfassenden, geschlossenen Organisation fand die deutsche Nationalbewegung nie. Der Begriff „Nationalbewegung“, so wie ihn die Zeitgenossen und später die Historiker verwendeten, steht vielmehr für eine manchmal verwirrende Zahl von Einzelpersonen, Gruppen, Vereinen und publizistischen Organen. Ihre Vorstellungen und Programme zeigten im Detail erhebliche Differenzen. Aber sie einte das Streben nach Erreichung des einen großen Ziels: die Einigung und Selbstbestimmung der deutschen Nation.

II. Die Rolle der Intellektuellen

Die politische Situation in Mitteleuropa zu Beginn des 19. Jahrhunderts illustriert anschaulich die paradoxe Konstellation, in der das deutsche Nationalbewußtsein entstand. Der frühe deutsche Nationalismus orientierte sich einerseits am Vorbild des revolutionären Frankreich und an den dort propagierten Ideen der Menschen- und Bürgerrechte, der Demokratie und der Volkssouveränität. Andererseits trug der deutsche Nationalismus angesichts der napoleonischen Expansionspolitik, die unverhohlen die Herrschaft über Europa anstrebte und sie bis zu einem gewissen Grade auch verwirklichte, deutliche antifranzösische Züge. Die Deutschen erlebten, wie ihnen nach dem Ende des alten Reiches 1806 und dem Zusammenbruch Preußens 1807 Freiheit und Selbstbestimmung von der gleichen „grande nation“ verwehrt wurden, die diese Prinzipien als Errungenschaften der Revolution von 1789 in ganz Europa verkündete. Die Begriffe Nation und Nationalstaat, welche die Revolutionäre mit

neuer Bedeutung gefüllt hatten, verwandelten sich in Mitteleuropa und anderswo in Waffen, die sich gegen ihren Schmied richteten. Sie wurden zu Losungen, die einen Neubeginn beschworen.

Der deutsche Nationalismus wandte sich daher zugleich gegen den äußeren und den inneren Gegner. Er nährte sich aus dem Haß gegen das napoleonische Frankreich und aus der leidenschaftlichen Ablehnung des einzelstaatlichen Partikularismus. Die Protagonisten des nationalen Gedankens, vor allem in Preußen und in den von Frankreich annektierten Gebieten Nordwestdeutschlands, begriffen sich als die zum Handeln berufenen Vertreter der unterdrückten, zersplitterten und politisch passiven deutschen Nation, als Motor ihrer politischen Einheit. Ihre volle politische und wirtschaftliche Entfaltung konnte die deutsche Nation danach nur erlangen, wenn sie den Nationalstaat realisierte — und dessen Verwirklichung standen vorab die französische Vorherrschaft über den Kontinent und die Dynastien in den deutschen Einzelstaaten im Wege.

Spätestens an dieser Stelle ist die Frage aufzuwerfen, wer die Protagonisten des nationalen Gedankens bei den Deutschen waren. Die borussische Geschichtsschreibung hat im Grunde nie ausreichend deutlich gemacht, daß die deutsche Nationalbewegung in ihrer Geburtsstunde im frühen 19. Jahrhundert keine spontane Volkserhebung im Sinne des Liedes von Theodor Körner „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los“ war, son-

¹⁸⁾ O. Dann (Anm. 15), S. 77. Vgl. auch H. Berding/H.-P. Ullmann (Hrsg.), *Deutschland zwischen Revolution und Restauration*, Königstein/Ts. 1981.

¹⁹⁾ J. L. Talmon hebt, wie vor ihm schon andere, stärker auf die Bedeutung der Säkularisierung und des Nationalismus als Religionsersatz ab: „The 'death of God' in the eighteenth century sent many people in search of focuses for collective identity, quite dissociated from the church and the confraternity of Christian believers. Such a substitute was found in the nation“, J. L. Talmon, *The Myth of the Nation and the Vision of Revolution. The Origins of Ideological Polarisation in the Twentieth Century*, London 1981, S. 1.

dern daß sie nur von einer kleinen aktiven, kulturell orientierten Minderheit getragen wurde. Die meisten Deutschen ließen die politischen Ereignisse über sich ergehen, ohne selbst Stellung zu beziehen. Eine Anerkennung dieses Sachverhalts schmälert in keiner Weise die historische Bedeutung der national gesinnten Minderheit für die nachfolgende Politisierung breiter Schichten der Bevölkerung. Jene Begrenzung auf eine schmale Elite in ihrem frühen Stadium hat die deutsche mit anderen Nationalbewegungen gemein.

Die Hinwendung breiterer Bevölkerungsschichten zur nationalen Bewegung, ein entscheidender Schritt im „nation-building“, vollzog sich in der Regel überall in einem mehr oder weniger langen Prozeß, der allerdings durch bestimmte Ereignisse und Erfahrungen wie politische oder wirtschaftliche Krisen beschleunigt werden konnte. Dieser Vorgang des „nationalen Erwachens“, der sich seit dem frühen 19. Jahrhundert bei einer Reihe europäischer Völker in sehr ähnlichen Formen vollzog, ist trotz zahlreicher Studien über nationale Bewegungen letzten Endes erst wenig erhellt.

Unbestritten ist freilich, daß in ihm die „Erwecker“ eine herausragende Rolle spielten. Jede Nation hat später die Taten und Verdienste der „Vorkämpfer der nationalen Bewegung“²⁰⁾, die den Anspruch des Volkes auf politische Eigenständigkeit und Selbstbestimmung begründeten und in den meisten Fällen auch durchzusetzen vermochten, nach Kräften gerühmt. Friedrich Schleiermacher bezeichnete sie, die „Gründer und Wiederhersteller von Staaten“, neben den Stiftern und „Reinigern der Religionen“ als die „großen Männer“, die geschichtsmächtigen historischen Individuen²¹⁾. Georg Friedrich Wilhelm Hegel nannte sie „Heroen“²²⁾.

Zu den Schöpfern des frühen deutschen Nationalbewußtseins zählten die deutsche Nationalbewegung und später die Historiker, Männer wie der Ostpreuße Johann Gottfried Herder, der die Individualität eines jeden Volkes an der Sprache festmachte, und dann vor allem Johann Gott-

lieb Fichte. Fichte rief in seiner Berliner öffentlichen Vorlesung „Reden an die deutsche Nation“ im Winter 1807/08 die Deutschen, die er angeregt durch Herder das „Urvolk“ nannte, zur nationalen Regeneration und zum Widerstand gegen die Unterjochung durch Frankreich auf. Zu den Schöpfern des deutschen Nationalbewußtseins gehörten aber auch der „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn²³⁾, der in der körperlichen Erziehung der Jugend eine Vorbedingung für den zu erwartenden Kampf gegen Napoleon erblickte, der Dichter Theodor Körner, dessen Lieder in den Befreiungskriegen eine große Popularität erlangten, und Ernst Moritz Arndt, einer der stimmungswaltigsten Agitatoren für den nationalen Aufstand der Deutschen.

„Einmütigkeit der Herzen sei eure Kirche“, forderte Arndt 1813, „Haß gegen die Franzosen eure Religion, Freiheit und Vaterland seien die Heiligen, bei welchen ihr anbetet“²⁴⁾. Die verklärende Überhöhung des deutschen Volkes, die bei Arndt wie bei Jahn nur allzu häufig in eine grotesk anmutende, parvenühafte Deutschtümelei umschlug, fand bei Arndt ihre schärfste Ausprägung. „Wo ist das Volk, wo der Mann in Europa, der vor diesen deutschen Namen nicht anbetend niederfällt?“, fragte er nach der Aufzählung berühmter Deutscher in einer seiner Betrachtungen zum „Geist der Zeit“²⁵⁾, die seit 1806 erschienen. Im gleichen Atemzug nannte er die Deutschen den „Nabel der europäischen Erde“, gar „das Herz unseres Weltteils“²⁶⁾.

Der Grundton der nationalen Rhetorik war angeschlagen. Das Gefühl sittlicher und kultureller Überlegenheit war seither Bestandteil des deutschen Selbstverständnisses. Es mischte sich im nationalen Bewußtsein der Deutschen, den „Söhnen der Germanen“ (Arndt), mit einer unverkennbaren Aggressivität, die sich in der Geburtsstunde des politischen Nationalismus in Mitteleuropa aus dem Kampf gegen den korsischen Usurpator speiste. Indem Arndt für „die Verschmelzung religiöser und politischer Antriebe wirkte“, so der Historiker Reinhard Wittram, „hat er wie kein zweiter dazu beigetragen, daß die nationale Bewegung in Deutschland religiöse

²⁰⁾ So M. Hroch, Die Vorkämpfer der nationalen Bewegung bei den kleinen Völkern Europas. Eine vergleichende Analyse zur gesellschaftlichen Schichtung der patriotischen Gruppen, Prag 1968.

²¹⁾ A. Dorner/O. Braun (Hrsg.), Schleiermachers Werke, Bd. 1, Leipzig 1910, S. 529.

²²⁾ G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, in: E. Moldenhauer/K. M. Michel (Hrsg.), G. W. F. Hegel, Werke, Bd. 12, Frankfurt 1970, S. 56.

²³⁾ Auch Jahn sprach von den Deutschen als dem „ältesten, größten noch lebenden Urvolk von Europa“. Vgl. F. L. Jahn, Das deutsche Volkstum. Quellenbücher der Leibesübungen, Bd. 3, Dresden 1928, S. 372.

²⁴⁾ E. M. Arndt, Geist der Zeit. 3. Teil, in: H. Meißner/R. Geerds (Hrsg.), Ernst Moritz Arndt, Ausgewählte Werke, Bd. 11, Leipzig o. J. (1909), S. 185.

²⁵⁾ E. M. Arndt (Anm. 24), 2. Teil, S. 100.

²⁶⁾ Ebd., S. 88, 108.

Kraft bekam, — daß der Nationalismus die Religion der Zeit wurde“²⁷⁾. Aber schon Heinrich Heine glaubte, aus Deutschland nur noch „Gepolter und Geklirre“ zu vernehmen.

Wer waren im deutschen Fall die „Erwecker“, die den Prozeß des „nation-building“ in Gang brachten? Sie gehörten in ihrer großen Mehrheit der sozialen Schicht an, die vereinfachend und typisierend als Bildungsbürgertum bezeichnet wird. Sie waren Schriftsteller, Dichter oder Publizisten wie Ernst Moritz Arndt, Joseph Görres, Heinrich von Kleist oder auch Clemens Brentano. Sie waren Lehrer und Professoren wie Johann Gottlieb Fichte, Jakob Friedrich Fries, Heinrich Luden, Friedrich Ludwig Jahn, Friedrich Friesen, Lorenz Oken und Friedrich Schleiermacher oder Studenten wie Theodor Körner und Carl Theodor Welcker. Die „Demagogen“, wie sie bald nach dem Wiener Kongreß von den Regierungen genannt wurden, waren Intellektuelle im weitesten Sinne, die ihren Beruf nicht dank ihres Standes, sondern aufgrund ihrer Befähigung ausübten. Ihre Zahl war klein, ihre Wirkung in die Öffentlichkeit groß²⁸⁾. Man hat zutreffend von einem „Intelligenz-Nationalismus“ bzw. einem „Elite-Nationalismus“ gesprochen²⁹⁾.

So sahen es die Protagonisten des nationalen Gedankens selber. „Deutsche Vaterlandsliebe“, schrieb 1815 der Jenaer Professor Jakob Friedrich Fries, „ist und muß fürs erste seyn Sache der Gebildeten und weniger des gemeinen Haufens“³⁰⁾. In den preußischen Freiwilligen-Einheiten des Jahres 1813 lag bezeichnenderweise der Anteil der Schüler, Studenten, höheren Beamten und Männer der „gebildeten Stände“ bei zwölf Prozent, während ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung nur zwei Prozent betrug³¹⁾. Zur organisierten Massenbewegung, die aber auch dann nur einen Bruchteil der Bevölkerung erfaßte, wan-

delte sich die nationale Bewegung erst sehr viel später.

Überdies gehörten die Schöpfer des frühen deutschen Nationalbewußtseins überwiegend der jungen Generation an. Um 1810 waren die meisten von ihnen zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt. Fichte war zu diesem Zeitpunkt mit 48 Jahren einer der Senioren. Die Ideen der nationalen „Erwecker“ fanden ihren Rückhalt ebenfalls vornehmlich bei der Jugend. Das galt z. B. für die Mitglieder im „Deutschen Bund“, den Jahn und Friesen im November 1810 in Berlin gründeten. Er sollte auf die „Neubelebung der Deutschheit“ und die „endliche Einheit unseres zersplitterten, geteilten und getrennten Volkes“ hinwirken³²⁾.

Der 1811 auf der Berliner Hasenheide gegründeten „Turngesellschaft“ schlossen sich hauptsächlich Gymnasiasten und Studenten an. Das Wartburgfest im Oktober 1817, eine mächtige Demonstration für die wachsende Stärke der nationalen und freiheitlichen Kräfte, ging auf die Initiative der 1815 in Jena entstandenen „Burschenschaft“ zurück. Ihr Wahlspruch lautete „Ehre, Freiheit, Vaterland“³³⁾. Die Burschenschaft, der sich vor allem Studenten an den Universitäten Preußens und Mitteldeutschlands anschlossen, war im frühen deutschen Nationalismus nicht nur ein ferment, sondern auch die wichtigste Organisation. Ihre Farben Schwarz-Rot-Gold wurden seit den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts als „teutsche Trikolore“ das Symbol der nationalen Bewegung.

Die naheliegende Frage, warum gerade die junge Intelligenz Träger des nationalen Gedankens wurde, läßt sich nur schwer eindeutig beantworten. Generell ist es sicher zutreffend, daß die französische Fremdherrschaft zur Politisierung des deutschen Bildungsbürgertums entscheidend beitrug. Richtig ist auch die Beobachtung, daß sich das Bildungsbürgertum von den traditionellen Führungsschichten wie dem Adel und dem Klerus nach der Erfahrung der Französischen Revolution, der napoleonischen Herrschaft über Mitteleuropa und nach dem Versagen der alten politischen Systeme durch eine tiefe Kluft getrennt glaubte. Seine Entfremdung von der alten politischen Elite korrespondierte mit der Suche nach einer neuen, von ihm gedachten politischen Ordnung. Bei der Gestaltung der politischen Zukunft Deutschlands würde ihnen, so hofften die Intellektuellen, eine bedeutende Rolle zufallen.

²⁷⁾ R. Wittram, Kirche und Nationalismus in der Geschichte des deutschen Protestantismus im 19. Jahrhundert, in: ders., Das Nationale als europäisches Problem. Beiträge zur Geschichte des Nationalitätsprinzips vornehmlich im 19. Jahrhundert, Göttingen 1954, S. 122. Immer noch wertvoll: H. Kohn, The Mind of Germany. The Education of a Nation, Neudruck London 1969.

²⁸⁾ M. Wawrykowa, „Für eure und unsere Freiheit“. Studentenschaft und junge Intelligenz in Ost- und Mitteleuropa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1985.

²⁹⁾ O. Dann (Anm. 15), S. 112 ff.

³⁰⁾ Zitiert in: ebd., S. 113.

³¹⁾ H. Schulze (Anm. 17), S. 67. Vgl. auch W. Bußmann, Vom Heiligen Römischen Reich deutscher Nation zur Gründung des Deutschen Reiches, in: ders. (Hrsg.), Handbuch der Europäischen Geschichte, Bd. 5, Stuttgart 1981, S. 428 f.

³²⁾ Zitiert in: H. Schulze (Anm. 17), S. 64.

³³⁾ K. H. Jarausch, Deutsche Studenten 1800—1970, Frankfurt 1984, S. 35 f.

Daß ihre Vision einer nationalstaatlich verfaßten Gesellschaft, die die Chance freier politischer Betätigung und sozialen Aufstiegs in sich barg, gerade bei der akademischen Jugend auf Resonanz stieß, war verständlich³⁴).

Die Anziehungskraft, die vom nationalen Gedanken auf die Bildungsschicht ausging, wurde von den Regierungen natürlich gesehen. In Momenten, in denen sie bestrebt waren, alle Kräfte im Widerstand gegen Napoleon zu mobilisieren, versuchten sie, das aufkeimende Nationalbewußtsein in ihre Dienste zu nehmen. Die preußischen Reformer um den Freiherrn Karl vom Stein, um Graf Neidhardt von Gneisenau und Karl August Fürst von Hardenberg sind dafür vielleicht die bekanntesten Beispiele. Der schwäbische Reichsgraf Philipp Stadion in Österreich und vom Stein in Preußen verstanden ihre Reformbestrebungen als Elemente der Befreiung. „Unsere Sache ist die Sache Teutschlands“, hieß es 1809 im Aufruf des österreichischen Erzherzogs Karl am Beginn des Krieges gegen Napoleon. „Mit Österreich war Teutschland selbständig und glücklich; nur durch Österreich kann Teutschland wieder beides werden“³⁵). Im Frühjahr 1813 war im Aufruf „An mein Volk“ König Friedrich Wilhelms III. nicht nur von den *Preußen* die Rede, sondern auch von den *Deutschen*, so daß die preußische Erhebung auch nationaldeutsch verstanden werden konnte.

III. „Was ist des Deutschen Vaterland?“

In den Reden, in der Lyrik und in den Liedern der national gesinnten Intellektuellen ging es um Deutschland, um das „deutsche Vaterland“. Mit der Propagierung des deutschen Nationalstaats als der Verkörperung der Einheit von Volk und Staat sollte eine historische Entwicklung nachgeholt werden, die bei den großen Nationen Westeuropas schon seit der frühen Neuzeit, nicht zuletzt begünstigt durch die Geographie, zur Selbstverständlichkeit geworden war.

Der Wunsch der „verspäteten“ Nation, den eigenen Nationalstaat zu schaffen, warf freilich eine Reihe von Fragen auf, die in der Nationalbewe-

Je entschiedener jedoch im Fortgang der nationalen Bewegung die liberale Komponente hervortrat, desto stärker empfanden die Regierungen in Wien und Berlin die Bedrohung durch den nationalen Gedanken. Denn nationales Denken war weithin identisch mit dem Streben nach bürgerlicher Emanzipation und der liberal-demokratischen Umgestaltung der Gesellschaft. Die „Idee einer verfassungsmäßigen Regierung in Einstimmung mit dem Volke“³⁶) sollte im Nationalstaat verwirklicht werden. Er war also mitnichten bloßer Selbstzweck. Vielmehr wurde er als Rahmen für konkrete politische Ziele und Erwartungen gesehen. Für die Anhänger des nationalen Gedankens, die „Protestgeneration“³⁷) des frühen 19. Jahrhunderts, war der Nationalstaat das Synonym für den demokratischen Rechts- und Verfassungsstaat, für das nach außen und innen freie Deutschland³⁸). Einheit und Freiheit waren für die nationale Bewegung miteinander gekoppelt, bedingten sich gegenseitig. Deshalb waren die Befreiungskriege gegen Napoleon in den Jahren 1813—1815 in den Worten Theodor Körners kein Krieg, „von dem die Kronen wissen“, sondern ein „heil’ger Krieg“, der vor allem die Begeisterung und die Opferbereitschaft der studentischen Jugend zu wecken vermochte. Körner bezahlte seinen Einsatz in diesem „Kreuzzug“ für ein freies Deutschland wie viele seiner Altersgenossen mit dem Leben. Die deutsche Nationalbewegung hatte ihren Märtyrer.

³⁴) „Die Jungen wollten jenes graue, eintönige Leben, in dem sie — eigenem Urteil zufolge — nur Sklaven hätten werden können, verändern: Sie wollten der Welt der Väter ihre eigene Welt gegenüberstellen“, M. Wawrykowa (Anm. 28), S. 20.

³⁵) W. Conze, Die deutsche Nation. Ergebnis der Geschichte, Göttingen 1963, S. 39f.

³⁶) J. Görres, Zum württembergischen Landtag (1815), in: M. Görres (Hrsg.), J. Görres, Politische Schriften, Bd. 3, München 1855, S. 306.

³⁷) So M. Wawrykowa (Anm. 28), bes. S. 40ff.

³⁸) L. Gall, Liberalismus und Nationalstaat. Der deutsche Liberalismus und die Reichsgründung, in: H. Berding u. a. (Hrsg.), Vom Staat des Ancien Régime zum modernen Parteienstaat. Festschrift für Theodor Schieder zu seinem 70. Geburtstag, München 1978, bes. S. 287 bis 291.

Österreich und Preußen stellten Staaten eines älteren Typs dar: vornationale Staaten, multinationale Reiche auf dynastischer Grundlage. Es war nur konsequent, daß den „Völkergefängnissen“ wie der Habsburger Monarchie von den Nationalbewegungen des 19. Jahrhunderts jede Legitimität abgesprochen, ein Recht auf Fortbestehen verweigert wurde.

Was also sollte unter Deutschland verstanden werden? Ließen sich seine Grenzen überhaupt eindeutig festlegen? Über diese Fragen ließ es sich trefflich streiten. Sie blieben bis zur Gründung des deutschen Nationalstaates 1871 aktuell. „Deutschland? aber wo liegt es?“, fragten Johann Wolfgang von Goethe und Friedrich Schiller, nur wenige Jahre bevor die deutsche Nationalbewegung sich anschickte, den nationalen Staat für die Deutschen zu fordern. Ihre Antwort war lapidar: „Ich weiß das Land nicht zu finden“. Und ebenso unmißverständlich war ihr Rat für die Deutschen: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;/ Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus“ („Xenien“, 1796). Im verwandten Geiste schrieb noch 1836 Leopold von Ranke, damals Professor in Berlin: „Unser Vaterland ist vielmehr mit uns, in uns. Deutschland lebt in uns.“³⁹⁾ Wenn der Freiherr vom Stein 1812 programmatisch erklärte: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland“⁴⁰⁾, dann war das zwar als Absage an den kleinstaatlichen Partikularismus zu verstehen; aber es war keine Aussage darüber, was denn „Deutschland“ sei.

Am Vorabend der Befreiungskriege glaubte Arndt im patriotischen Überschwang die Frage nach des Deutschen Vaterland ein für allemal beantwortet zu haben: „So weit die deutsche Zunge klingt / Und Gott im Himmel Lieder singt/ Das soll es sein!“ Arndt machte damit die Sprache zum Kriterium nationaler Identität. Und für ihn klang die deutsche Zunge „von der Nordsee bis zu den Karpathen, von der Ostsee bis zu den Alpen, von der Weichsel bis zur Schelde“⁴¹⁾. Aber dieser weitausgreifende Anspruch ging insofern an der geschichtlichen Realität vorbei, als er z. B. auf die Vorstellungen der deutschsprachigen Schweizer und Elsässer keine Rücksicht nahm. Eine Einbeziehung in den gedachten deutschen Nationalstaat entsprach kaum deren politischen Wünschen. Arndts Antwort auf die Frage,

was des Deutschen Vaterland sei, war letzten Endes Utopie.

Die frühe deutsche Nationalbewegung war denn auch in ihrer Raumvorstellung bescheidener. Im Grunde hielt sie sich an die Grenzen des vornationalen Deutschen Bundes von 1815, wenn es darum ging, „Deutschland“ zu definieren. Jahns Konzept eines Großdeutschland, das auch die Schweiz, die Niederlande und Dänemark umfaßte, blieb ein isolierter Vorschlag ohne Wiederhall⁴²⁾. Für die Nationalbewegung schloß „Deutschland“ aber selbstverständlich Österreich ein. Es reichte also von der „Etsch bis an den Belt“, wie es im 1841 entstandenen „Lied der Deutschen“ des ehemaligen Burschenschafters August Heinrich Hoffmann von Fallersleben heißt. Im Deutschland Hoffmann von Fallerslebens ging auch das ganze Preußen auf: Es reichte „von der Maas bis an die Memel“, griff damit weit über die Bundesgrenzen hinaus.

Die Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung, die im Sommer und Herbst 1848 über die Grenzen des zu schaffenden deutschen Reiches intensiv debattierten, votierten denn auch ungeachtet mancher Nuancen und Vorbehalte im einzelnen für einen Staat, der aus dem Territorium des vormaligen Deutschen Bundes unter Einschluß von Schleswig, West- und Ostpreußen sowie des größten Teils von Posen bestehen sollte⁴³⁾. Doch die Reichsverfassung vom 28. März 1849 beschränkte das Deutsche Reich wieder auf das Gebiet des Deutschen Bundes. Damit hatte sich der historisch-politische Begriff Deutschland gegen den ethnisch-sprachlichen durchgesetzt.

Dieser Ausgang der Debatten in Frankfurt war ganz wesentlich auf den Abgeordneten Wilhelm Jordan zurückzuführen, der sich schon im Juli 1848 eindeutig für die Staatsnation im westeuropäischen Sinne ausgesprochen hatte: „Alle, welche Deutschland bewohnen, sind Deutsche, wenn sie auch nicht Deutsche von Geburt und Sprache sind.“⁴⁴⁾ Den „nicht deutsch redenden Volksstämmen Deutschlands“ wurde in der Reichsverfassung ihre „volkstümliche Entwicklung“ garantiert, insbesondere die Gleichberechtigung ihrer Sprachen (§ 188). Ein Kleindeutschland unter Ausschluß Österreichs, das Interessen

³⁹⁾ Vgl. H. Kohn (Anm. 27), S. 91.

⁴⁰⁾ G. Wollstein, Das „Großdeutschland“ der Paulskirche. Nationale Ziele in der bürgerlichen Revolution 1848/49, Düsseldorf 1977; H. Lutz, Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815—1866, Berlin 1985, S. 300—307.

⁴¹⁾ Vgl. Th. Schieder, Das deutsche Kaiserreich von 1871 als Nationalstaat, Köln 1961, S. 41.

auf dem Balkan und in Italien verfolgte, hatten die Parlamentarier der Paulskirche noch nicht akzeptieren wollen. Doch schon damals war eine zunehmende Entfremdung zwischen Österreich und den anderen deutschen Staaten nicht zu verkennen.

Mit dem Hervortreten des wirtschaftlich erstarrenden Preußen im deutschen Einigungsprozeß seit den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts rückte das kleindeutsche Konzept immer stärker in den Vordergrund. Die Entscheidung über den Ausschluß der Deutschen im Vielvölkerstaat der Habsburger aus dem sich abzeichnenden deutschen Nationalstaat fiel dann endgültig 1866. In dem von Preußen geführten Deutschen Zollverein, dem Österreich nicht angehörte, hatte sie sich auf der wirtschaftspolitischen Ebene schon seit 1834 vorbereitet.

Daß bei der Festlegung der Grenzen des deutschen Nationalstaats wie in vielen ähnlich gelagerten Fällen (Griechenland, Italien) Elemente von Zufälligkeit und Willkür eine Rolle spielten, ist nicht zu übersehen. Das kleindeutsche Reich von 1871, das nach dem Ersten Weltkrieg territoriale Einbußen hinnehmen mußte, schloß nationale Minderheiten in seinen Grenzen ein: Dänen im Norden, Polen und Masuren im Osten, Elsässer und Lothringer im Südwesten, Wallonen im Gebiet um Malmedy. Insgesamt waren es vier Millionen Menschen, sechs Prozent der Reichsbevölkerung.

Das 1871 geschaffene Reich war also nie ein „echter“ oder „reiner“ Nationalstaat. Es umfaßte auch zu keinem Zeitpunkt alle in Mittel- und Ostmitteleuropa lebenden Deutschen, sondern nur einen großen Teil der deutschen Sprachgemeinschaft. Die deutsche „Kulturnation“ war immer größer als die im deutschen Nationalstaat zusammengefaßte Nation. Dies führte dann zu der weithin üblichen Unterscheidung zwischen „Reichsdeutschen“ und „Volksdeutschen“.

Der Nationalstaat der Deutschen war darüber hinaus nicht wie die großen westeuropäischen Staaten zentralistisch, sondern föderalistisch organisiert. Er mußte Rücksicht nehmen auf ein Erbe der deutschen Geschichte: auf die eigenständige Entwicklung der deutschen Territorien. Aus ihr speiste sich mit dem Erstarken der Nationalbewegung der Widerstand der Partikularstaaten gegen das Ziel der Nationalbewegung, den deutschen Einheitsstaat.

Die Interessen der deutschen Nationalbewegung und die der deutschen Mittelstaaten (weniger die

der Kleinstaaten) liefen im 19. Jahrhundert durchaus in unterschiedliche Richtungen, ja sie standen meist miteinander im Konflikt. Die deutschen Staaten, „Geschöpfe der Revolution und der Restauration zugleich“⁴⁵⁾, verschanzten sich angesichts der Herausforderung durch den nationalen Gedanken, der sich auf das unterstellte Zusammengehörigkeitsgefühl aller Deutschen stützte, hinter den Regelungen des Wiener Kongresses, die den 39 Bundesstaaten ein hohes Maß staatlicher Unabhängigkeit garantierten.

Die nationale Bewegung war für die innere und äußere Stellung der fürstlichen Obrigkeiten eine Gefahr, die es zu bekämpfen galt. Allein schon aus diesem Grunde gehörten sie zu den Verteidigern des Status quo. Sie werteten die nationalen Bestrebungen als Subversion, gerichtet auf die Auflösung ihrer sich oft nur mühsam konsolidierenden Staaten und die Schwächung des monarchischen Prinzips. In den Augen des Fürsten Klemens von Metternich, des Schöpfers und Garanten der Ordnung von 1815, stellte das nationale Programm im gesamtdeutschen Sinne die Revolution dar. Metternich fürchtete die revolutionäre Sprengkraft des Nationalismus zu Recht, denn die Idee der sich selbstbestimmenden Nation sollte ihre größten Triumphe später gerade auf dem Gebiet der Habsburger Monarchie und in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft in Ostmittel- und Südosteuropa feiern.

Vor allem Theodor Schieder und Werner Conze haben darauf aufmerksam gemacht, daß die größeren deutschen Partikularstaaten im frühen 19. Jahrhundert eifrig bestrebt waren, in ihrer Bevölkerung ein Staatsbewußtsein zu erhalten und zu entwickeln⁴⁶⁾. Da sich ihre Grenzen zwischen 1803 und 1815 zum Teil erheblich verändert hatten, mußten sie ein solches Bewußtsein bei ihren neuen „Untertanen“ oft überhaupt erst wecken. Mittelstaaten wie Hannover, Sachsen, Hessen, Bayern, Württemberg oder Baden gingen hier voran. Aber der von den Verfechtern der nationalen Einheit geschmähte „Partikularismus“ dieser Staaten, das sonderstaatliche Bewußtsein ihrer Bevölkerungen, läßt sich nicht einfach als künstlich abtun. Er entsprang in seinem Kern einem traditionellen und zweifellos volkstümlichen Landesbewußtsein, das allmählich auch auf die neugewonnenen Landesteile ausstrahlte.

⁴⁵⁾ Ders., Partikularismus und Nationalbewußtsein im Denken des deutschen Vormärz, in: W. Conze (Hrsg.), Staat und Gesellschaft im deutschen Vormärz 1815—1848, Stuttgart 1978³, S. 9.

⁴⁶⁾ Ebd., S. 9—38; W. Conze (Anm. 35), S. 43—47.

Was hinderte also den Hannoveraner oder den Bayern daran, den Partikularstaat — und eben nicht „Deutschland“ — mit seinem Vaterland zu identifizieren? „Das ist die Aufgabe in Deutschland,“ schrieb der junge Ranke Anfang 1818, „daß sich das Leben eines jeden Stammes in seiner besonderen Eigentümlichkeit frei entwickeln könne: das Gemeinschaftliche aller wird die Vereinigung der Deutschen sein, in Wahrheit, aus den Herzen hervor, der innersten und tiefsten Natur. Ein jeder Stamm habe Achtung vor dem Andern. Ein jeder Stamm . . . lebe herauf für sich, aus seinem Wesen. Sind wir nicht ein Volk in unserer tiefsten Natur, so wollen wir uns nicht zu einem dreheln.“⁴⁷⁾

Im Berliner „Politischen Wochenblatt“ heißt es 1833: „Wir glauben, daß das deutsche Vaterland sein eigenstes Lebensprinzip eben in jener rechtlichen Mannigfaltigkeit habe, welche dem Trugbilde des falschen Patriotismus hingeopfert werden soll . . . Jagen wir daher keinen Luftgebilden nach und gönnen wir den Franzosen ihre nivellierte Einheit, ihre Departements, ihre Zentralisation und Eitelkeit und bewahren wir uns das bessere Bewußtsein, Deutschlands Einheit bestehe

umgekehrt gerade darin, daß in jedem, auch dem kleinsten Teile des deutschen Vaterlandes, *besondere* Lebenspulse schlagen, die alle dem Herzen Nahrung zuführen.“⁴⁸⁾

In der Publizistik und politischen Literatur war damals häufig von der bayerischen oder der württembergischen Nation die Rede. Die Möglichkeit war in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts keineswegs ausgeschlossen, in Ansätzen sogar schon weit gediehen, daß „neue Mittelstaatsnationen der Bayern, Sachsen, Hessen usw. entstanden, die mit der deutschen Nation wohl im Einklang stehen konnten, wenn diese so locker gefügt war wie in der Verfassung von 1815, die aber mit dem Deutschen in Konflikt geraten konnten, wenn die Vereinheitlichung Deutschlands in einem Nationalstaat erstrebt wurde“⁴⁹⁾. Daß der nationale über den partikularstaatlichen Gedanken letzten Endes den Sieg davontrug, mag eher als Zufall angesehen werden und nicht als historische Zwangsläufigkeit ohne Alternativen, als vorgegebene Einbahnstraße, wie dies so häufig geschehen ist. Warum es schließlich so und nicht anders gekommen ist, läßt sich mit dem Verweis auf ein immanentes „Ziel“ der deutschen Geschichte nur unbefriedigend erklären.

IV. Die prägende Kraft des Nationalstaats

Der Blick auf die knapp zweihundertjährige Geschichte des modernen Nationalismus seit der Französischen Revolution macht die historische Gebundenheit unserer Vorstellungen von Nation, Nationalbewußtsein und Nationalstaat deutlich. In Deutschland haben sich diese Vorstellungen im frühen 19. Jahrhundert mit Realität gefüllt und dann besonders nach 1871 verfestigt. So war es früher oder später auch in anderen Ländern Europas. Selbst die westeuropäischen Staatsnationen, die die Nation in der Theorie nicht primär auf sogenannte objektive Merkmale wie Sprache, Religion, Herkunft, gemeinsame Geschichte gründen, sondern auf den politischen Willen der Individuen, sind Produkte historischer Konstellationen und Entwicklungen.

Das sich aus verschiedenen Wurzeln speisende individuelle Loyalitätsverhältnis, auf dem die Staatsnation beruht, ist ein entscheidendes Element des Nationalbewußtseins, aber es ist wie

alle politischen und sozialen Strukturen dem historischen Wandel unterworfen. Wenn Ernest Renan in einer berühmten Formulierung die Nation als tägliches Plebiszit definierte, bedeutet dies ja auch, daß die Bindung an die Nation aufgekündigt werden kann.

Die west- und südwesteuropäischen Regionalbewegungen, die in den letzten Jahren einen kräftigen Aufschwung erlebten, sind ein Indiz dafür, daß die behauptete Geschlossenheit der Staatsnation und das angeblich gefestigte Nationalbewußtsein in den „historischen“ Nationalstaaten mehr oder weniger eine Fiktion ist. In Spanien, Frankreich oder Großbritannien ist die Hülle des zentralistischen Nationalstaats heute aufgebrochen, sind die bestehenden staatlichen Strukturen in Frage gestellt oder durch Reformen inzwischen schon verändert worden. Darin äußert sich nicht nur Unzufriedenheit mit der Leistungsfähigkeit des Nationalstaats. Der Nationalstaat mit einer homogenen Nation, so kann die Schlußfol-

⁴⁷⁾ L. Keibel, Einige Jugendarbeiten aus dem Nachlaß Leopold von Ranke, in: Historische Zeitschrift, 137 (1928), S. 245.

⁴⁸⁾ Zitiert in: F. Meinecke (Anm. 13), S. 217f.

⁴⁹⁾ W. Conze (Anm. 35), S. 45.

gerung heute nur lauten, war in der Geschichte Europas immer nur theoretischer Entwurf. Daß seine oft mühselig erkämpfte Verwirklichung wie im Falle Deutschlands die Garantie für eine Existenz auf Dauer nach sich ziehe, mochte mancher Zeitgenosse im Überschwang der „Freude am Vaterlande“ glauben, doch dieser Glaube eines von Treitschke oder von Sybel erwies sich als Täuschung.

Der Blick auf die Geschichte des modernen Nationalismus macht aber auch deutlich, daß die Kategorien des Nationalen unter ganz verschiedenartigen historischen Umständen bis in die Gegenwart eine außerordentlich prägende Kraft besitzen haben, in Deutschland wie anderswo. In den Grenzen ihres Nationalstaats, wie sie sich nicht zuletzt als Ergebnis der „Einigungskriege“ seit 1864 konkretisierten, glaubte die überwältigende Mehrheit der Deutschen, nach langem Suchen ihre nationale Identität gefunden zu haben. Nach der Reichsgründung hat sich der „staatsnationale“ Zug im deutschen politischen Denken und im „öffentlichen“ Bewußtsein immer stärker durchgesetzt. Das geschah auch ungeachtet mancher Bestrebungen, insbesondere von seiten der Alldeutschen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, ein „größeres Deutschland“ zu propagieren, eine Konzeption, für die der Nationalstaat nur ein Übergangsstadium darstellte.

In dem Bemühen, dem Prozeß ihrer nationalen Selbstverwirklichung in der Geschichte nachzuspüren, vergaßen die Deutschen jedoch häufig allzu leicht, daß Nation und Nationalstaat wie Nationalbewußtsein keine Konstanten sind. Daß der Glaube an die Stabilität und Endgültigkeit der deutschen Lösung von 1864/71 eine Illusion war, hat auch die wiederaufgelebte Debatte über die Identität der Deutschen ans Licht gebracht. Indes, die Grenzen des kleindeutschen Nationalstaats haben in den knapp siebzig Jahren seines Bestehens die Vorstellung von der anzustrebenden politischen Ordnung des mitteleuropäischen Siedlungsraums der Deutschen und ihr Nationalbewußtsein nachhaltig geprägt — selbst dann noch, als dieser Nationalstaat als Folge der nationalsozialistischen Hybris längst zerbrochen war. Die Schaffung eines bis heute nachwirkenden Raumbildes für das nationale Dasein der Deutschen ist deshalb einmal zu Recht als „große geschichtliche Leistung der deutschen Nationalstaatsschöpfung“ gewertet worden⁵⁰).

⁵⁰) Th. Schieder, Nation und Nationalstaat in der deutschen Geschichte, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 12/71, S. 3—15.

Aber die Erinnerung an den kleindeutschen Nationalstaat, in dem die Deutschen zum erstenmal die Nation als politische Realität erfuhren, verblaßt mit dem Wechsel der Generationen. Mit ihr schwindet auch das auf diesen Staat bezogene nationale Bewußtsein, das hinter dem Verlangen nach der Wiedervereinigung Deutschlands „in den Grenzen von 1937“ stand und steht. Hilft es den Deutschen bei der Suche nach ihrer nationalen Identität, wenn sie sich noch am deutschen Nationalbewußtsein, wie es sich im 19. Jahrhundert herausbildete, orientieren und sich auf den Nationalstaat von 1871 berufen? Vieles spricht gegen den Rückgriff auf eine gescheiterte Ideologie und auf überlebte Argumente.

Was jedoch an die Stelle des kleindeutschen Nationalbewußtseins treten könnte, ist heute noch weitgehend offen und zeichnet sich allenfalls in ersten Umrissen ab. Ob sich das bundesdeutsche Staatsbewußtsein in einem weiterhin nationalstaatlich organisierten Europa zu einem „bundesdeutschen“ Nationalbewußtsein auf Kosten des gesamtdeutschen Nationalbewußtseins fortentwickeln wird, bleibt abzuwarten⁵¹). Ob ein europäisches Bewußtsein das nationale Bewußtsein nicht nur überwölben, sondern letztlich ersetzen kann, ist fraglich. Die Epoche der Nationalstaaten ist eben noch nicht zu Ende — auch wenn das gern behauptet wird. Die Phase des Übergangs und des Umdenkens, deren Zeugen wir sind⁵²), ist eine Zeit der Ungewißheiten, jedoch auch eine Zeit der Klärung und des Suchens nach neuen Maßstäben, eine Zeit der Vergewisserung von Kontinuitäten und der geschärften Wahrnehmung von Brüchen.

Eine eindeutige Antwort auf die Frage nach der deutschen Nation und ihrer anzustrebenden staatlichen Verfassung ist heute so wenig wie im frühen 19. Jahrhundert zu erwarten⁵³). Die oft verdrängte Einsicht, daß die Frage eine lange Geschichte hat, sollte aber dazu anhalten, sie mit

⁵¹) Dazu weiterführend M. Hättich, Nationalbewußtsein im geteilten Deutschland, in: W. Weidenfeld (Hrsg.), Die Identität der Deutschen (Anm. 1), S. 274—293, und W. J. Mommsen (Anm. 14), S. 41 ff.

⁵²) „Viele Bürger der Bundesrepublik Deutschland haben offenbar das diffuse Empfinden, an der Grenze zu einer neuen Epoche zu leben — ohne aber präzise angeben zu können, worin dieser Epochenwandel besteht oder bestehen soll. In diese ratlose Normalität stößt in wachsendem Maße die zweifelnde und kritische Frage nach den Maßstäben und Werten unserer Republik“, W. Weidenfeld, in: ders. (Hrsg.), Die Identität der Deutschen (Anm. 1), S. 17.

⁵³) Vgl. allgemein W. Sauer, Das Problem des deutschen Nationalstaates, in: H.-U. Wehler (Hrsg.), Moderne deutsche Sozialgeschichte, Köln 1973⁴, S. 407—436.

Toleranz und Gelassenheit zu diskutieren. Zutreffend ist möglicherweise das Argument, die aus der „deutschen Katastrophe“ (Friedrich Meinecke) hervorgegangene staatliche Vielfalt Mitteleuropas habe ihr, wenngleich in veränderter Gestalt, eine Dimension zurückgegeben, die von der Nationalbewegung erfolgreich diskreditiert und durch den nationalen Einheitsstaat für einen vergleichsweise kurzen Abschnitt der deutschen Geschichte überdeckt worden ist.

Die selbstverständliche Norm der deutschen Geschichte ist der geschlossene Nationalstaat, in dem die überwiegende Mehrheit der Deutschen lebt, jedenfalls nicht. Kultur- und Staatsnation waren bei den Deutschen nie deckungsgleich. Der nationalstaatlichen Existenz in der knappen Zeitspanne von zwei oder drei Generationen stehen Jahrhunderte anderer politischer Gestaltungen gegenüber. In ihnen hat das deutsche Volk existiert, ohne daß es deshalb das Gefühl seiner Zusammengehörigkeit verlor.

Mithin lassen sich gute Gründe für die Auffassung anführen, die deutsche Gegenwart sei, wie es der amerikanische Historiker James Sheehan in einem bedenkenswerten Essay pointiert formuliert hat⁵⁴), lediglich ein neues Kapitel in einer viel älteren Geschichte, ja sie stelle in gewisser Hinsicht sogar ein Anknüpfen an ältere Lebensformen der Deutschen dar.

Aber lassen sich die Dinge wirklich so sehen? Ist es statthaft, eine Parallele zu ziehen zwischen der deutschen Geschichte nach 1945 und den Jahrhunderten, in denen es keinen deutschen Nationalstaat gab? Werden sich die Bundesdeutschen auf Dauer damit zufrieden geben, in ihrem Staat nur einen großen Dienstleistungsbetrieb zu sehen?

Auch wenn die Schlußfolgerung Sheehans aus dem Gang der deutschen Geschichte in den letzten beiden Jahrhunderten in der bundesdeutschen Öffentlichkeit inzwischen Anhänger gefunden hat⁵⁵), bleiben Zweifel, ob die Teilung Deutschlands quasi als Rückkehr zur politisch-territorialen Normalität des deutschen Staaten-

pluralismus hingenommen werden muß. Sheehans Antwort auf die Frage nach der deutschen Nation und ihrer politischen Lebensform ist vielleicht doch zu glatt, zu rational argumentiert, zu „logisch“.

Vermag die Absage an den alten deutschen Nationalstaat und das Sichabfinden mit dem Nachkriegszustand in Mitteleuropa die nationale Frage der Deutschen wirklich zu lösen? Ist nach 1945 durch die Einwirkung der Siegermächte die staatliche Organisation der Deutschen dauerhaft in eine stabile Form gegossen worden, immun gegen geschichtlichen Wandel? Deutschland — erneut nur ein geographischer Begriff? Das Wiederaufleben der „deutschen Frage“ seit Beginn der achtziger Jahre scheint nicht in diese Richtung zu deuten.

Gewiß, nach der Erfahrung des Dritten Reiches waren die Kategorien des Nationalen bei den Deutschen nachdrücklich diskreditiert. Auf der Suche nach Einbindung in eine größere Gemeinschaft richteten sich die freigesetzten Loyalitäten der Westdeutschen auf Europa. Aber spätestens seit den ausgehenden siebziger Jahren macht sich in der Bundesrepublik Ernüchterung über den Fortgang der westeuropäischen Integration breit. Auch hat sich der technologisch-wirtschaftliche Wandel in den letzten Jahren enorm beschleunigt. Die sozialen Auswirkungen sind tiefgreifend. Es ginge zweifellos zu weit, eine Analogie zur Umbruchssituation in Mitteleuropa zu Beginn des 19. Jahrhunderts behaupten zu wollen. Einige Parallelen sind indes nicht zu übersehen. In einer Phase der politischen und sozialen Verunsicherung, in der sich traditionelle Loyalitäten abschwächen, gewinnen die Nation und der Nationalstaat erneut an Anziehungskraft.

Sicher wird man bei einer realistischen Einschätzung der gegenwärtigen weltpolitischen Konstellation davon ausgehen müssen, daß an eine Restauration des im 19. Jahrhundert entstandenen und 1938/45 untergegangenen deutschen Nationalstaats nicht zu denken ist. „Deutschland bleibt im Horizont eines nationalstaatlich gegliederten Europas eine Frage“, schrieb Helmuth Plessner schon 1959. „Es wird nie mit allen seinen geschichtlichen Reserven bei einer nationalstaatlichen Lösung sein können, sie mag kleindeutsch oder großdeutsch ausfallen, weil die Einigung des deutschen Volkes unter einer Staatsidee die Sprengung anderer Staaten zur Voraussetzung hätte, d. h. eine gesamteuropäische Revolution.“⁵⁶)

⁵⁶) H. Plessner (Anm. 7), S. 42.

⁵⁴) J. J. Sheehan, *What is German History? Reflections on the Role of the Nation in German History and Historiography*, in: *The Journal of Modern History*, 53 (1981), S. 23. Schon sehr früh argumentierte in diesem Sinne K. D. Erdmann, *Nationale und übernationale Ordnung in der deutschen Geschichte*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 7 (1956), S. 1f.

⁵⁵) Vgl. hierzu auch die Überlegungen von W. J. Mommsen (Anm. 14), S. 42 ff., und K. D. Erdmann, *Drei Staaten — zwei Nationen — ein Volk?*, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 36 (1985), S. 671—683.

Ein Nationalbewußtsein, das sich am Deutschen Reich von 1871 oder von 1919 orientiert, ist offenbar überholt. Dennoch: Das Problem des deutschen Nationalbewußtseins und des deutschen Nationalstaats ist, wenngleich vor einem ganz anderen Erfahrungshorizont als im 19. Jahrhundert und unter total veränderten weltpolitischen Bedingungen, nicht vom Tisch. Die Frage nach der nationalen Identität der Deutschen in einem Europa, das in ideologische Blöcke geteilt ist und in dem sich ungeachtet der westeuropäischen Integrationsbemühungen seit 1950 der Nationalstaat weiterhin behauptet, hat sich nicht erledigt.

Das Nachdenken über die deutsche Nation und ihre staatliche Verfassung in Gegenwart und Zukunft wird nicht aufhören. Aber „wenn wir heute über die Frage des Nationalbewußtseins diskutieren“, bemerkte dazu Manfred Hättich, „dann können wir das Problem nicht nur an der deut-

schen Teilung festmachen, sondern müssen auch die Gefahr sehen, daß ein Nationalismus als fanatischer, friedens- und freiheitszerstörender politischer Glaube jederzeit wieder erstehen kann“⁵⁷⁾.

Welche Ergebnisse das Nachdenken über die deutsche Nation im Verein mit politischen Veränderungen zeitigen wird, steht dahin. „Da die Vergangenheit die Zukunft nicht mehr erhellt, tappt der Geist im Dunkeln.“⁵⁸⁾ Was Alexis de Tocqueville vor anderthalb Jahrhunderten nach seiner Nordamerikareise niederschrieb, sollte jedoch auch heute dazu anhalten, die Tragfähigkeit und Aussagekraft politischer Entwicklungsprognosen vorsichtig zu bewerten.

⁵⁷⁾ M. Hättich (Anm. 51), S. 290.

⁵⁸⁾ A. de Tocqueville, Über die Demokratie in Amerika, München 1976, S. 827.

Johann Gottfried Herder — Nationsbegriff und Weltgefühl

Einführung

Obwohl die verantwortungsbewußte Herder-Forschung die weltbürgerliche Einstellung Herders immer anerkannt hat, wird das allgemein vorherrschende Herder-Bild nach wie vor durch die einseitige Betonung seiner Ansichten über Nation und Volk gestaltet. In Deutschland wie auch in Amerika wird dem großen Ostpreußensohn der deutschen Aufklärung weithin die Anerkennung versagt, die seinem Streben nach einer Synthese von Humanität und Nationalität zukommt.

Die geographischen Stationen seines Lebenswegs — Mohrungen, Königsberg, Riga, Bückeburg, Weimar — und die Stadien seiner geistigen Entwicklung als der große Anreger von Sturm und Drang und Klassik umreißen nur unvollkommen die Bedeutung, die Herder in der deutschen wie in der Weltgeschichte zukommt. Während sich jetzt in West- wie in Ost-Deutschland, in Osteuropa und Japan sowie auch in den Vereinigten Staaten die Wirkungen der intensiven Herder-Forschung bemerkbar machen, läßt die Herder-Rezeption im allgemeinen doch noch viel zu wünschen übrig. Die Bemühungen der Herder-Forschung und die zunehmende Herausgabe von Übersetzungen berechtigen indessen zur Hoffnung.

Es geht in diesem Beitrag darum, die weltgeschichtliche Leistung Herders, sein bahnbrechendes Streben, nämlich das unaufhaltsame Vordringen des Nationsbegriffs im Rahmen des Menschheitsideals zu bändigen, gebührend herauszustellen. Eine umfassende Behandlung dieses Themas müßte sich eine eingehende Untersuchung der großen Werke Herders in dessen Weimarer Zeit, also besonders der *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* und der *Humanitätsbriefe*, zur Aufgabe machen. Dann sollte sich noch deutlicher zeigen, was hier auf Grund zumeist der Frühschriften skizziert wird, nämlich die Unterordnung des Nationsbegriffs in Herders Werk unter den Primat des Menschheitsideals. Dabei

läßt sich nicht bestreiten, daß Herders Nationsbegriff, richtig verstanden, nach wie vor konkret definierten, positiven nationalen Werten dienstbar ist. Dies gilt auch für den Nationsbegriff der beiden heutigen deutschen Staaten.

„Sie wollen von der Eintheilung Deutschlands in zwei Hälften, deren eine licht, die andere dunkel sei, nicht mehr wissen, und sagen: ‚was thut Ihr jetzt denn mehr, als wir?‘“¹⁾

Mit der hier zitierten Schrift über die *Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands* wollte Herder die Förderung des deutschen Nationalgeistes bewirken. Die Klage über die Teilung Deutschlands schreibt er den großen „Provinzen“ zu, die sich von den aufgeklärten Provinzen als nicht aufgeklärt in den Schatten gestellt fühlen. Vom Herausgeber von Herders Gesamtwerk, Bernhard Suphan, als „Denkmal seines nationalen Idealismus“ bezeichnet, stellt diese Schrift ein Zeugnis von Herders lebenslangen Bemühungen dar, die politische Teilung Deutschlands durch die Förderung eines deutschen Allgemeingeistes zu überbrücken.

Dabei soll fürs erste dahingestellt bleiben, ob Herder jemals ernsthaft an eine baldige und grundlegende Änderung der politischen Struktur Deutschlands glaubte. Doch hat seinen Nachfahren, die in einem politisch geteilten Deutschland leben, dieses Streben nach einem überbrückenden Nationalgeist viel zu sagen, solange Klarheit über den diesem Geist zugrunde liegenden Nationsbegriff herrscht. Denn dieser Nationsbegriff war im Denken Herders immer dem Streben nach Menschlichkeit untergeordnet: Er diente der „Beförderung der Humanität“.

¹⁾ Bernhard Suphan (Hrsg.), Johann Gottfried Herder. *Idee zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands*, Sämtliche Werke, 33 Bde., Berlin 1877 ff., Bd. XVI, S. 600—616, 603 (fortan SWS und Band).

I. Nationsbegriff und Weltgefühl im Deutschland des 18. Jahrhunderts

In den Tagen, als sich die Wiederbelebung des Geistes von Weimar in der Nachkriegsrepublik von 1919 als zunehmend schwierig erwies, reflektierte Gerhard Masur in seiner Antrittsvorlesung vor der Friedrich-Wilhelm-Universität in Berlin über „Deutsches Reich und deutsche Nation im 18. Jahrhundert“²⁾. Masur stellte im 18. Jahrhundert neben den durch den Preußisch-Österreichischen Dualismus bedingten „großen Gegensätzen der politischen Gewalt“ ein erwachendes Nationalbewußtsein fest, welches aber „politischen Atem“ vermißte und sich „nationaletisch“, nicht „nationalstaatlich“ gestaltete³⁾. Außer diesem „unstaatlichen“ Nationsbewußtsein gab es aber auch einen spezifisch staatlichen Patriotismus, der „weder deutsch noch reichisch“, sondern „preußisch“ war. Weiterhin stellte Masur einen von Juristen vertretenen Standpunkt fest, der sich auf das alte deutsche Staatsrecht berief⁴⁾. „So spielte der deutsche Nationalgeist gleichsam auf drei getrennten Bühnen. Er konstituierte sich als Kulturnation, er stabilisierte sich als Staatsnation, und er suchte die alte Form des nationalen Zusammenhalts, das Reich, zu restaurieren“⁵⁾.

Als beispielhafte Akteure auf zwei dieser Bühnen — der der Staatsnation und der des alten Reichs — sollten hier Thomas Abbt und Friedrich Karl von Moser erwähnt werden. Als Vertreter der Kulturnation drängt sich natürlich Johann Wolfgang von Goethe auf. Im Werk Goethes wurde nach Masur klar, „... daß zwischen dem alten und dem neuen Imperium deutscher Nation keine Brücke zu schlagen war. Das neue Reich des Geistes war eine überstaatliche Einheit, die Sammlung der Deutschen als Kulturnation zu einer überstaatlichen Menschheitsmission“⁶⁾.

Vielleicht noch mehr als Goethe bietet sich Herder als beispielhafter Vertreter der Idee der Kulturnation an, obwohl er in den Masurs Antrittsvorlesung folgenden Jahren zum Bannerträger eines anderen Nationalgeistes herabgewürdigt wurde⁷⁾.

Eine nähere Untersuchung der Schriften von Herder, Abbt und Moser als Repräsentanten dreier getrennter Bühnen des deutschen Nationalgeists offenbart eine Drehbühne, die den Akteuren Bewegungsmöglichkeit ließ. Hier sollen zuerst Abbt und Moser kurz als Wegbereiter vorgestellt werden.

Thomas Abbts Essay *Vom Tode für das Vaterland* (1761), der nachweisen wollte, daß auch die Monarchie Vaterland sein könne, war im Blick auf Preußen geschrieben⁸⁾. Es ging in Abbts Schriften *Vom Tode für das Vaterland* und *Vom Verdienst* (1765) um „die Aufforderung zum gesellschaftlichen Engagement, zur Übernahme von Verantwortung“⁹⁾. Der preußische Staat als Staatsnation und Vaterland sollte der Realisierung dieser Aufforderung dienen: „Nicht zuletzt im Zweifel an der Existenz eines ‚deutschen Interesses‘ lag Abbts Zuwendung zum preußischen Territorialstaat. Ansatzweise jedoch manifestiert sich auch bei ihm ein ‚kulturelles Nationalbewußtsein‘.“¹⁰⁾

Diesen Zweifel an der Existenz eines „deutschen Interesses“ gab es für Friedrich Karl von Moser nicht. Vielmehr bezweifelte Moser die Würdigkeit der Ziele derer, die sich zu seiner Zeit als Patrioten bezeichneten. „Denn gewiß!“, sagte er, „es kann kein seltsameres politisches Geschöpf erdacht werden, als ein Teutscher Patriot... In currentem Sinn ist ein Patriot derjenige so es gut mit sich selbst und seinem Herzen meynet, es mag seinem Nachbarn und dem ganzen übrigen Reich ergehen, wie es will. Unter dem Vaterland verstehen sie nur dasjenige Land worinn sie wohnen“¹¹⁾.

Moser bemühte sich um das Ideal eines Patrioten, der selbstlos dem ihm vorschwebenden grö-

Kronzeugen für Volk, völkische Kultur und Metamorphosegedanken anführen konnte, sondern auch für Weltbürgertum, moralische Kultur und Fortschrittsutopie“. Gustav-Adolf Brandt, Herder und Görres. 1798 bis 1807, Würzburg-Aumühle 1939, S. 9.

⁸⁾ So Hans Erich Bödeker, Thomas Abbt: Patriot, Bürger und bürgerliches Bewußtsein, in: Rudolf Vierhaus (Hrsg.), Bürger und Bürgerlichkeit im Zeitalter der Aufklärung, Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung, Bd. VII, Heidelberg 1981, S. 221—253, 225—226.

⁹⁾ Ebd., S. 231.

¹⁰⁾ Ebd., S. 233.

¹¹⁾ Friedrich Carl von Moser, Beherzigungen als der Zweyte Theil des Herrn und Dieners, Frankfurt—Leipzig 1766, in: ders., Der Herr und Diener geschildert mit patriotischer Freyheit, Frankfurt—Leipzig 1774, S. 154f.

²⁾ Gerhard Masur, Deutsches Reich und deutsche Nation im 18. Jahrhundert, Antrittsvorlesung vor der Friedrich Wilhelm Universität Berlin am 22. Juli 1930, in: Preußische Jahrbücher, 229 (1932), S. 1—23.

³⁾ Ebd., S. 17f.

⁴⁾ Ebd., S. 18f.

⁵⁾ Ebd., S. 20.

⁶⁾ Ebd., S. 18.

⁷⁾ Doch mußte selbst zu dieser Zeit noch zugestanden werden, daß es eine Zeit gab, die „Herder nicht nur als

Beren Vaterland dient, „... von wahrer Menschenliebe entzündet, ohne Ansehen einer Parthie oder Person und mit Verläugnung seines eigenen Nutzens oder Schadens...“¹²). Ohne Zweifel, solch ein Patriot mußte „... Gott mehr gehorchen als den Menschen“¹³). Obwohl er die politische Freiheit in vielen „ansehnlichen Provinzen... vor die Unterthanen“ für eine „Chimäre“ hielt, war dieses größere Vaterland für Moser keine Chimäre¹⁴). Dieses Vaterland war das rechtlich und zu Recht bestehende alte Reich: „der eigentliche Sitz dieser Freyheit der Gedanken und Stimmen sitzt auf Reichs- und Craystagen“¹⁵). Die zwei großen Gefahren, die das Vaterland und die deutsche Freiheit bedrohten, waren die „militärische Regierungsform“ und „Hochmuth, Eigendünkel, Hoheits-Sucht und Wahrheitsflucht vieler Regenten“¹⁶).

Für Thomas Abbt war das von Moser erörterte Vaterland ein utopisches Ideal. „Was für einen Mann will denn der Herr von M. haben? Den Weltbürger?“, fragte er in seiner Besprechung der Moserschen Schrift¹⁷). In der schwierigen Zeit des Siebenjährigen Krieges schreibend, sah Abbt keine andere Wahl, als der Pflicht dem Vaterland gegenüber, welches den Patrioten durch seine Gesetze schützte und glücklich machte, den Vorzug zu geben — Preußen hier und Österreich da. Einen besonderen, den deutschen Reichsständen und der Verfassung des „teutschen Reichs“ zustehenden Patriotismus lehnte er nicht grundsätzlich ab, ordnete ihn jedoch klar dem Territorialpatriotismus unter¹⁸). Auch verneinte Abbt als Advokat der Staatsnation nicht das Prinzip der allgemeinen Menschenliebe; vielmehr machte sie seiner Ansicht nach das „Wohlwollen“ zur Nation und zu den ihr untergeordneten Menschengruppen erst möglich. Für ihn war jedoch die Staatsnation das Wirkungsfeld der praktischen Bürgerlichkeit, die zu Staatsbürgerschaft und staatsbürgerschaftlicher Gesellschaft führen konnte¹⁹).

Herder bewunderte den gesunden „Menschen- und Bürgerverstand“ in Abbts Schriften, die

„... für die Deutschen Original“ waren²⁰). Doch war ihm auch Moser bedeutend. Moser war für ihn „ein Patriot für drei Zeitalter in Deutschland...“, und er meinte, er „... kann den Geist der Deutschen malen, wie er war, und seyn sollte“²¹). Herder konnte sich mit Abbt und Moser identifizieren, weil beide auf ihre Weise letzten Endes seinem Ideal der Kulturnation und ihrem Zweck, der Beförderung der Humanität, dienten.

Bevor Herders Nationsbegriff und Weltgefühl im folgenden näher erörtert werden sollen, läßt sich vorerst feststellen, daß neben dem durch die bestehenden Staaten bedingten Abhängigkeitspatriotismus- und Weltgefühl im vorrevolutionären Deutschland ein Nationsbewußtsein um sich griff, welches ideelle wie reale deutsche Grundlagen hatte. „Das Reich“, bemerkte Rudolf Vierhaus, „... war keineswegs eine politische quantité négligeable. Stellte es doch noch immer den Rahmen dar, der allein die Existenz von geistlichen Staaten, reichsgräflichen und reichsritterschaftlichen Territorien, Reichsstädten, überhaupt der zahllosen Klein- und Klein(st)staaten möglich machte“²²).

Aber dieses in der Geschichte wurzelnde, in seinem ehrwürdigen Recht und seinen reichsständischen Freiheiten so von Moser bewunderte größere Vaterland der Deutschen bestimmte auch das Deutsche Weltgefühl. Rudolf Vierhaus hat das im gebildeten Deutschland des 18. Jahrhunderts vorherrschende Verhältnis von Individuum, Staat und Menschheit wie folgt treffend umrissen: „Der Aufklärungspatriotismus, in dem das Moment der bürgerlichen Selbstversicherung und Selbstbestätigung eine oft beherrschende Rolle spielte, konnte gerade wegen seiner stark moralischen Prägung den Raum des konkreten ‚Vaterlandes‘, also der Stadt oder des Staates überschreiten. Er konnte sich auf das Reich als geschichtliche und auf die Nation als kulturelle Gemeinschaft richten; je stärker er jedoch moralisch-politische Haltung und Bildungsbestand war, um so leichter erweiterte er sich zum Weltbürgertum.“²³)

¹²) Ebd., S. 156.

¹³) Ebd., S. 157.

¹⁴) Ebd., S. 324.

¹⁵) Ebd., S. 323.

¹⁶) Ebd., S. 334f.

¹⁷) Thomas Abbt, Briefe die Neueste Litteratur betreffend, Xlter Theil, Berlin 1761, S. 178—180, Brief S. 3 bis 38, 27.

¹⁸) Ebd., S. 27f.

¹⁹) Hans Erich Bödeker (Anm. 8), S. 234f, 232.

²⁰) SWS, S. 222.

²¹) Ebd., S. 221f.

²²) Rudolf Vierhaus, Deutschland im 18. Jahrhundert: soziale Gefüge, politische Verfassung, geistige Bewegung, in: Franklin Kopitzsch (Hrsg.), Aufklärung, Absolutismus und Bürgertum in Deutschland, München 1976, S. 173—191, 176f.

²³) Rudolf Vierhaus, Politisches Bewußtsein in Deutschland vor 1789, in: Der Staat, 6 (1967), S. 175—196, 183.

II. Die Genese von Herders Nationsbegriff und Weltgefühl

Der größere Rahmen, in den ein Bericht über die Genese von Herders Nationsbegriff und Weltgefühl gehört, bedarf zunächst einer Klärung der im vorhergehenden angeschnittenen Frage des deutschen Nationsbewußtseins vor dem Ausbruch der Französischen Revolution. Hierzu erscheint es notwendig, die bis zum heutigen Tage vorherrschende Auslegung einer durch die Französische Revolution bewirkten radikalen Zäsur des Nationsbegriffs im Lichte der unzureichend erforschten Ausprägungen zu erörtern, die der Nationsbegriff in der vorhergehenden Zeit fand. Die Selbstverständlichkeit, mit der das Wort Nation gebraucht wurde, die vielen Wortverbindungen, zu denen es Anlaß gab — z. B. Nationalerzählung²⁴), Nationalsache²⁵), National-Gott²⁶), Nationalcharakter²⁷), Nationalvollkommenheit²⁸), National-Seele²⁹), gelehrte Nation³⁰), Nationalschulden³¹), Nationalschriftsteller³²), Nationalautor³³), National-Wohlfahrt³⁴) —, allein diese Äußerungen als Beispiele aus dem Frühwerk von Herder sollten zu denken geben. Der junge Herder sprach die Sprache seiner Umwelt; er schöpfte die Anregungen zur weiteren Ausbildung des Begriffs Nation aus den ihm zur Verfügung stehenden Quellen, wie z. B. Nicolais *Litteraturbriefen*.

Bei den Stationen dieser Ausbildung des Nationsbegriffs sind die Entwicklung seines Begriffs der deutschen Nation, die Rolle der Sprache im Hinblick auf Nationsbegriff und Weltgefühl und das Verhältnis von Volk und Staat zur Nation in Herders Denken von besonderem Interesse. Weiterhin öffnet eine Bestimmung der Wirkung des Herderschen Nationsbegriffs und Weltgefühls durch die Sichtung der Schriften seiner Nachfahren die Möglichkeit, die Ansätze zu Fehlinterpretationen zu lokalisieren. Endlich sollte eine Erörterung der gegenwärtigen Auffassung von Herders Nationsbegriff und Weltgefühl in Ost und West sicher auch für die Erörterung des heutigen Nationsproblems von Wichtigkeit sein.

²⁴) SWS, XXXII, S. 204.

²⁵) Ebd.

²⁶) Ebd., S. 207.

²⁷) Ebd., S. 210; siehe auch SWS, II, S. 271, und I, S. 79.

²⁸) Ebd., S. 34.

²⁹) SWS, III, S. 29.

³⁰) SWS, II, S. 357.

³¹) Ebd., S. 287.

³²) Ebd., S. 283.

³³) Ebd., S. 281.

³⁴) SWS, XVI, S. 601.

Wilhelm Dobbek hat das erste Aufklingen des „nationalen Themas“ bei Herder auf dessen Königsberger Zeit festgelegt, und zwar in dem Aufsatz *Problem: wie die Philosophie zum Besten des Volkes allgemeiner und nützlicher werden kann*, welcher zwar in Riga geschrieben, aber noch 1764 vom damals zwanzigjährigen Herder in Königsberg konzipiert wurde³⁵). In diesem Aufsatz sagte Herder: „Ich rede über ein deutsches Thema, ich rede vor Deutschen, die die tiefsten und nach den Engländern die unparteiischsten Weltweisen Europens sind: ich rede als Deutscher; statt Worte zu säen, pflanze ich Gedanken und Aussichten.“³⁶) Herder sprach als Deutscher, aber er sprach auch im Namen und zum Wohle der Menschheit, wenn er im folgenden ausrief: „So dringe denn, o Volk, in die Heiligtümer der Weltweisheit, reiße alle Götzen nieder, und baue dahin Staatshäuser: Versammlungen, wo statt des Philosophischen Unsinn der gesunde Verstand dem Staat, der Menschheit, Berathschlagungen hält...“³⁷).

Vorbedingung einer Verfeinerung des Geschmacks des Volkes und somit einer rechten Auffassung von Nation und Menschheit war nach Herders Ansicht eine Sprache, die allgemein verständlich ist³⁸). So klangen also schon in diesem Aufsatz des jungen Herder alle hier zu besprechenden Begriffe an: Deutschtum, Sprache, Volk, Staat und Humanität. Aber wie kam es zu dieser Begriffsbildung, und welcher Begriff hielt den Primat?

Als Ostpreuße und Kind einer kleinen preußischen Garnisonsstadt, die noch ein polnisches Viertel hatte, war Herder zwar ein gehorsamer Untertan seines Königs, doch vermitteln seine frühen Selbstzeugnisse nicht das Bild eines Preußen, sondern das einer suchenden Seele, die in seiner Heimatstadt Mohrungen die Menschheit, Welt und Gott vereint fand³⁹). Vieles spricht dafür, daß in Herders Denken von Anfang an das

³⁵) Wilhelm Dobbek, Johann Gottfried Herders Jugendzeit in Mohrungen und Königsberg: 1744—1764, Würzburg 1961, S. 173f.; SWS, XXXII, S. 31—61.

³⁶) Ebd., SWS, XXXII, S. 34f.

³⁷) Ebd., S. 48.

³⁸) Ebd., S. 59ff.

³⁹) SWS, XXIX, S. 225—318; 230; als Beispiel eines Selbstzeugnisses mag dieses „Fragment“ dienen, welches schloß: „... O Gott, was gabst du mir! — all dein Welt schaff ich dir in mir nach!“ Siehe auch Willi Ehrlich, Die Neugestaltung und Erweiterung des Herder-Museums in Morag, in: Impulse, Folge 2, Walter Dietze/Peter Goldammer (Hrsg.), Berlin 1979, S. 336—350, 341.

allgemein menschliche wichtiger war als alle anderen Begriffe, daß es ihm aber auch bald klar wurde, wie untrennbar verbunden die nationale Identität mit dem Humanitätsbegriff ist.

„Ich führe meine Leser“, schrieb er schon 1765, „auf eine Anhöhe, und zeige Ihnen, wie im Thale und auf der Ebene Geschöpfe umherirren, die so verschieden sind, daß ihnen kaum ein gemeinschaftlicher Name übrig bleibt; indessen sind sie unsere Mitbrüder, und ihre Geschichte ist die Geschichte unserer Natur —.“⁴⁰⁾

„Unwissenheit und Stolz“, führte er aus, „(zwei Geschwister, die so untrennbar sind, als der Neid und die Dummheit), bringen Menschen zu dem Glauben, ihre Zeiten sind die besten, weil sie darin leben, und andere Zeitalter nicht die Ehre ihrer Bekanntschaft haben. Diese Leute sind den Chinesen ähnlich, die, weil sie keinen als sich kannten, ihr Land für das Viereck der Erde hielten und die Winkel dieses Vierecks mit Fratzen- gesichtern und Ungeheuern bemalten, ein Raum, der uns arme Bewohner der übrigen Welt porträtiren sollte“⁴¹⁾.

Als einundzwanzigjähriger also hatte Herder sich schon einen Nationsbegriff erarbeitet, der einem allgemeinen Humanitätsideal untergeordnet, aber zur Verwirklichung dieses Humanitätsideals unerläßlich war.

Als Herder sich im Oktober 1764 auf das Verlassen seiner Heimat vorbereitete, konnte er noch sagen: „Ich hinterlasse in meinem ganzen Lande nichts von besonderer Anziehungskraft; nichts was meine Sehnsucht zurückriefe, keine Muse, keinen Apoll; und um weiter zu kommen muß man jederzeit da seyn, wo man ist.“⁴²⁾ Noch nicht ein Jahr in Riga, veröffentlichte er den zur Feier der Einweihung des neuen Gerichtshauses geschriebenen Aufsatz *Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?*, welcher die Zeilen enthält:

„Dein ist dieses Haus in *Catharinens* Schatten
das sie dir selbst voll Majestät geweiht:

so lang sich Rußlands Adlershäupter gatten

so lange bleibt hier Recht und Billigkeit . . .“⁴³⁾

Ja, nun war das Vaterland dort, wo er sich befand, doch gebrauchte er die deutsche Sprache, um es zu feiern. Auch machte er sich zur gleichen

Zeit Gedanken über sein sprachliches Vaterland. „Die Deutschen“, sagte er in dem *Fragment einer Abhandlung über die Ode* aus dem Jahre 1764, „behaupten am wenigsten ihren Charakter“⁴⁴⁾. „Der Deutsche“, fügte er hinzu, „... ohne Patriotismus und Vaterland, ohne Hauptstadt und Modegeschmack . . .“ sei am füglichsten geeignet, die Gegenden der Poesie zu durchreisen und die Dichter zu wägen⁴⁵⁾. Zwar sehnte sich Herder nach einem „Deutschen Philosophen“, der unserer Sprache eine Philosophie „anschaffte“, „Ein Werkchen, in dieser Gestalt auf Deutschem . . . Schulboden gebauet . . . der Deutschen Nation ein schätzbares Eigenthum“⁴⁶⁾. Doch wehrte er sich zugleich entschieden gegen Nicolais Forderung in den *Litteraturbriefen* nach einer Hauptstadt und einem Fürsten mit herrschendem Einfluß⁴⁷⁾.

„Diesem Unitarismus“, kommentierte Rudolf Haym, „der am liebsten Berlin zu einem zweiten Paris gemacht hätte, stellt sich Herder mit Recht aufs Entschiedenste entgegen“⁴⁸⁾. Obwohl er sich in Riga wohlfühlte, schien ihn die Abwesenheit von Deutschland doch zu bedrücken: „In einer fremden, weit entfernten Gegend“ beklagte er den Tod von Alexander Gottlieb Baumgarten, Johann David Heilmann und Thomas Abbt, „... und leider alle drei sind Deutschland viel zu früh entrissen“⁴⁹⁾. Das Gefühl der Verbundenheit mit Deutschland verstärkte sich während seines Aufenthalts in Frankreich, wie ein am 30. November 1769 von Paris an Nicolai gesandter Brief bezeugt: „... der Patriotismus für Deutschland verstärkt sich in mir nach dem Verhältnis der Örter und Zeiten, statt daß er sich *wie* bei anderen Expatriierten schwächt. Ich lerne beßer urteilen und die deutsche Literatur übersehen, da ich andere Völker kennen lerne, da ich mich auf einmal dem eingeschränkten Kreise unserer Deutschen Streitsucht entziehe, da ich unter andern Nationen wandle, um mich einst beßer und ganzer meinem Vaterland wiedergeben zu können . . .“⁵⁰⁾.

⁴⁴⁾ SWS, XXXII, S. 61—85, 66.

⁴⁵⁾ Ebd., S. 82.

⁴⁶⁾ Ebd., S. 178—192, 179.

⁴⁷⁾ Christoph Friedrich Nicolai, Briefe die neueste Litteratur betreffend, XIIter Theil, Berlin 1762, Zweyhunderter Brief, S. 299—306, 303f. Nicolai beklagte die Unmündigkeit der deutschen Schaubühne, die er unter anderem aus Deutschlands Teilung in verschiedene „Reiche“ und verschiedene Hauptstädte mit minderwertigen Theatern zurückführte.

⁴⁸⁾ Rudolf Haym, Herder, 2 Bde., Berlin 1954, Bd. I, S. 190.

⁴⁹⁾ SWS, XXXII, S. 175—178, 175.

⁵⁰⁾ Wilhelm Dobbek/Günter Arnold (Hrsg.) (Anm. 42), Bd. I, S. 175 ff.

In Frankreich hatte Herder bereits ein klares Konzept der deutschen Nation in seinem Gepäck, welches er Clio verdankte. Dies wird aus dem berühmten historischen „Spaziergang“ durch die Reichsgeschichte des *Dritten Kritischen Wäldchens* erwiesen: „... Es ist in sich eingezogen ein werdendes heiliges Römisches Reich, das noch heute in seiner Einrichtung das sonderbarste von Europa ist, es ist Jahrhunderte durch ein Chaos, aus dem sich Herzöge, Grafen und Herren, Bischöfe und Prälaten heben: ohne die es kein Deutschland gibt“⁵¹). Beeindruckt von der nachahmungswürdigen Schönheit der Historiographie der Griechen und Römer, die ihre Zivilisation verewigten, fragte er, „wo sind die Thucydides, Xenophons, Livius, Tacitus, und Hume's unseres Deutschlands?“⁵²). „Die Geschichte von Deutschland muß so ein Original seyn, als Deutschlands Verfassung“⁵³). Im Hinblick auf die „rechtlich-kirchliche Verwicklung“ Deutschlands mit Italien stellte er fest: „Und doch ist eben diese Entäußerung Deutschlands Deutsche Geschichte. Und doch eben diese Streitigkeiten und Rank- und Römerzüge der Ursprung Deutscher Verfassung — wie wenig Französiren kann hier unsere Geschichte! Der Historiograph muß hier schon Schild- und Wappenträger des heiligen Römischen Reichs werden, er wolle, oder nicht.“⁵⁴).

Herder verlangte eine „Historie Deutscher Nation“⁵⁵), geschrieben nach der vorher bestimmten Hauptregel, „... genau dem Leser die Gränze zu bezeichnen, wo Geschichte aufhört, und Vermuthung anfängt“⁵⁶). Aus dieser Geschichte erscheint dann, besonders unter Maximilian und Karl dem Fünften, „Deutschlands Geist“⁵⁷). Und dieser Geist offenbart sich in der deutschen Sprache.

Die Wichtigkeit der Sprache in Herders Denken wurde von James W. Marchand herausgestellt⁵⁸). Durch eine Erörterung von Herders Verhältnis zu neun Schlüsselbegriffen der modernen Sprachphilosophie zeigt Marchand, wie Herder diese antizipierte und daher als eine überragende und befruchtende Figur, als der Innovator und Über-

⁵¹) SWS, III, S. 462—471, 466.

⁵²) Ebd., S. 462.

⁵³) Ebd., S. 467.

⁵⁴) Ebd., S. 470.

⁵⁵) Ebd.

⁵⁶) Ebd., S. 469.

⁵⁷) Ebd., S. 470.

⁵⁸) James W. Marchand, Herder: Precursor of Humboldt, Whorf, and Modern Language Philosophy, in: Wulf Koepke/Samson B. Knoll (Eds.), Johann Gottfried Herder: Innovator Through the Ages, Bonn 1982, S. 20—34.

mittler von Ideen betrachtet werden muß. Von Bedeutung in Marchands Aufsatz ist die Hervorhebung von Herders Sprachauffassung als „... nicht nur eines Spiegels des Denkens“, sondern als „... Kneters und Schöpfers des Denkens“, als eines Mittels, welches „... den amorphen Inhalt der Welt auf seine eigene Art zerteilt (Whorfianism)“⁵⁹).

Noch in Königsberg verfaßte Herder die 1764 in den Rigischen Anzeigen erschienene Schulrede *Über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen*, in der es schon heißt: „Wenn wir unsere Muttersprache auf der Zunge behalten: so werden wir desto tiefer in den Unterschied jeder Sprache eindringen... Denn in welchem genauen Bande steht Sprache und Denkungsart!... Und wozu kann unsre Muttersprache unentbehrlicher seyn, als zur Dichtkunst und Beredsamkeit.“⁶⁰) Nach Herder entsteht somit aus der Gegenseitigkeit von Sprache und Denken der Nationalcharakter, der sich in der Nationalliteratur niederschlägt. Herders erstes großes Werk *Über die neuere Deutsche Litteratur. Fragmente* war dementsprechend bestimmt, wie Rudolf Haym schon richtig bemerkte, „... das Ganze der neueren deutschen Literatur...“ im Verhältnis „... zu den ihr als Vorbild dienenden...“ zu übersehen⁶¹).

„Sprache, Geschmackswissenschaften, Geschichte und Weltweisheit sind die vier Ländereien der Litteratur, die gemeinschaftlich sich zur Stärke dienen, und beinahe unzertrennlich sind.“⁶²) Für Herder waren sprachliche „Idiotismen Schönheiten, die uns kein Nachbar durch eine Übersetzung entwenden kann, und die der Schutzgöttin der Sprache heilig sind. ... Und sind die Idiotismen zu nichts gut“, fuhr er fort, „so eröffnen sie dem Sprachweisen die Schachten, um das Genie der Sprache zu untersuchen, und dasselbe zuerst mit dem Genie der Nation zusammen zu halten“⁶³). Die Erforschung der Sprache bewirkt demnach ein tieferes Nationsbewußtsein: „... das kühne Genie... gräbt in die Eingeweide der Sprache, wie in die Bergklüfte, um Gold zu finden... Möchten sich nur viele solcher Bergleute und Schmelzer in Deutschland finden...“⁶⁴). „So wie sich das Kind oder die Nation änderte“, sagte er in der Ersten Sammlung der *Fragmente* unter der Überschrift *Von den Lebensaltern einer Sprache*, „so mit ihr die Spra-

⁵⁹) Ebd., S. 21 f., 28.

⁶⁰) SWS, I, S. 1—7, 6.

⁶¹) Rudolf Haym (Anm. 48), Bd. I, S. 154 f.

⁶²) SWS, I, S. 142.

⁶³) Ebd., S. 162, 165.

⁶⁴) Ebd., S. 166.

che⁶⁵). „Kein größerer Schaden kann der Nation zugefügt werden, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenheit ihres *Geistes* und ihrer *Sprache* raubt . . .“⁶⁶).

Hier, in der Dritten Sammlung der *Fragmente*, bemerkte Haym, „. . . vor Allem nimmt, unter dem mitwirkenden Einfluß seines Lebens in Riga, seine Grundforderung, daß unsere Literatur sich auf eigene Füße zu stellen habe, die Farbe deutsch-nationalen Patriotismus an, und mit dem Eifern endlich für das Nationale mischt sich das Dringen auf das Volksmäßige, allgemein Verständliche“⁶⁷).

Überzeugt von der Untrennbarkeit von Gedanke und Ausdruck, die sich wie der Körper zur Haut, beim Dichter wie die Seele zum Körper verhalten, kommt Herder immer klarer zur Definition des Nationalcharakters durch Sprache⁶⁸). In dem schönen *siebenten Fragment* der Dritten Sammlung feiert er überschwenglich die Muttersprache, die durch keine andere je ersetzt werden kann: „Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen Sprachen in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zügling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist, und die Hoffnung und Ehre ihres Alters seyn soll.“⁶⁹)

Das individuelle Genie war für Herder ohne die Muttersprache schwer denkbar: „Ein Originalschriftsteller im hohen Sinne der Alten ist, wenige Beispiele ausgenommen, beständig ein Nationalautor.“⁷⁰) Doch blieb für ihn der höchste Sinn der Alten die Humanität, zu der sich die Menschheit auf dem Wege vieler Muttersprachen hin entwickelt⁷¹).

In der erst nach seinem Tode veröffentlichten, aber schon in Riga geschriebenen und gedruckten zweiten Ausgabe der ersten beiden Sammlungen der *Fragmente* nennt Herder die „Semiotik . . . eine Entziefierung der Menschlichen Seele aus ihrer Sprache“⁷²), die „Nationalsprache“ ein jeder Nation „. . . eignes Vorrathshaus . . . zu Zeichen gewordener Gedanken, . . . der Gedankenschatz eines ganzen Volks. Schriftsteller der Nation! wie könnt ihr ihn nutzen? und ein Philolog der Nation, was könnte er nicht in ihm zeigen,

durch ihn erklären?“⁷³) Aber solch ein Sprachforscher, so Herder weiter, muß ein Mann mit drei Köpfen sein, „. . . der Philosophie und Geschichte und Philologie verbinde — der als Fremdling Völker und Nationen durchwandert, und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden — der aber zugleich als ein wahrer Idiot, alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volks zu seyn“⁷⁴).

Dem so durch Erfahrung gereiften Menschen erweitert sich der Blick, sagte Herder, „. . . wenn ich die Aufschlüsse betrachte, die dadurch die Abstrakte Weltweisheit, die Litteratur eines Volks, jede einzelne Wissenschaft, und was das beste ist, die Kännntniß der Seele erhalten müßte“⁷⁵). Die Reinheit der Sprache bewirkt die Reinheit der Gedanken, führte er weiter aus; Zwistigkeiten, Verwirrungen und Rangstreitigkeiten werden nun durch den Vergleich der Schriftsteller verschiedener Nationen beseitigt⁷⁶). Obwohl nach Herder „jede Nation spricht also, nach dem sie denkt, und denkt, nach dem sie spricht“, blieb für ihn jede voll entwickelte Sprache „ein Vehiculum Menschlicher Gedanken und . . . Inhalt aller Weisheit und Kännntnisse“⁷⁷). Seine *Fragmente* sollen dementsprechend der Entwicklung der deutschen Sprache dienen, damit diese wiederum im Chor der Weltsprachen dem Wohl der Menschheit diene: Das Nationale realisiert sich im Dienste der Menschheit.

Herder bewunderte Thomas Abbt, weil dieser „. . . als Mensch fühlte, als Bürger dachte, als Unterthan schrieb“⁷⁸). Abbt wiederum sprach zu Herder: „. . . mit Bescheidenheit, aus vollem Herzen, der Natur gemäß, als ein Lehrer der Menschen und des ehrwürdigsten Theils derselben, des Volks“⁷⁹). Seine Beschäftigung mit Abbt bestätigte Herder in dem Bewußtsein der nationalen Identität als Schlüssel zur Menschlichkeit, und es freute ihn, wenn seine Betrachtungen auch nur dazu gereichten, „. . . uns eifriger gemacht auf die Ehre, Deutsche in der Sprache zu seyn“⁸⁰).

„Deutsch in der Sprache zu seyn“ und dem „ehrwürdigsten Theil“ der Menschen, dem Volk, zu dienen, dies waren zwei Anliegen, die sich bei

⁶⁵) Ebd., S. 151—155, 153.

⁶⁶) Ebd., S. 366.

⁶⁷) Rudolf Haym (Anm. 48), Bd. I, S. 174f.

⁶⁸) SWS, I, S. 386, 394.

⁶⁹) Ebd., S. 400—406, 400.

⁷⁰) Ebd., S. 402.

⁷¹) SWS, XVI, S. 42f., 46f.

⁷²) SWS, II, S. 13.

⁷³) Ebd.

⁷⁴) Ebd., S. 14.

⁷⁵) Ebd., S. 15.

⁷⁶) Ebd., S. 15f.

⁷⁷) Ebd., S. 16, 18.

⁷⁸) Ebd., S. 269.

⁷⁹) Ebd.

⁸⁰) Ebd., S. 283.

Herder zum Glaubensbekenntnis zur Menschheit verdichteten. Doch mußten erst die Begriffe von Volk und Staat geklärt werden, bevor Herder sich die „Beförderung der Humanität“ zur größten Aufgabe machen konnte.

Herder erarbeitete sich einen Begriff des Volks durch das Studium der Bibel. Im *Versuch einer Geschichte der Lyrischen Dichtkunst*, auf der Suche nach dem Ursprung der Hymnen der Menschheit, sagte er schon: „Bei einem Volke müssen wir doch den Anfang der Kännnisse suchen, und die Religion zeigt uns hier auf das Jüdische, so wie es schon der Geschichte nach ein Morgenländisches seyn muß.“⁸¹⁾

Von Anfang an mischen sich in Herders Beschreibung dieses exemplarischen Volkes die Begriffe von Volk und Nation: „Man muß sich von einer solchen sinnlichen Nation nicht so ein häßliches Bild malen, als man es auch noch von einigen unserer Zeit sich macht. Je langsamer, desto sicherer waren die Fortschritte ihres Geistes; je minder ihre Vernunft, desto mehr war ihr guter Verstand ausgebildet: ihre Einbildungskraft lebte: ihre Sinnen waren munter, und genau: ihr sinnlicher Scharfsinn, ihre Erfindungskraft blühte: ihre Sprache malet und sang: kurz, eben eine sinnliche Nation von diesem Charakter lebet in dem Zeitalter der *Dichtkunst*, je minder sie das Jahrhundert der Philosophie erreicht. Eine bildliche, typische Religion, die diesem Volk eigen ist, enthält den Samen zu den prächtigsten heiligen Gedichten, wenn man nur dies *Prächtige*, dies *Heilige*, dies *Dichterische* nicht nach einem fremden Maasstabe mißt . . .“⁸²⁾

Der sprachliche Ausdruck sinnlicher Beschäftigungen führte langsam zu höheren Neigungen und deren dichterischen Gestaltung. Das Volk wurde sich seiner Existenz bewußt; die Nation gewann Gestalt. Moses, sagte der junge Herder, „. . . erhielt sich . . . nicht durch kalte Nachrichten, sondern durch das Mächtigste, was wirken konnte: Gesetze, Stiftungen, Religion und das Land, was er ihnen gegeben. Diese Traditionen sind als eine Nationalsache, zu sehen aus den *Psalmen*, der einzigen allgemeinen Nationalstimme, die unter den Juden galt und die sehr zu nutzen . . .“⁸³⁾. Doch kam Herder in dem Rigaer Entwurf *Ueber die Bildung der Völker* — nach Aufzählung der Dienste, die Religion, Poesie, Schöner Geist, und Philosophie hierzu bisher geleistet haben — zu dem Schluß, daß Regierung

⁸¹⁾ SWS, XXXII, S. 85—140, 126.

⁸²⁾ Ebd., S. 136—137.

⁸³⁾ Über Moses, in: SWS, XXXII, S. 203—209, 204.

durch Erziehung und „Einführung der Lebensart“ eine wichtige Rolle spielen muß, und er nahm sich vor zu beschreiben, „wie ein Landesherr den Ton bestimmen kann“, der in einer Gesellschaft vorherrscht⁸⁴⁾.

In der Bildung der Völker schwebte ihm das jüdische Volk als das Ideal vor. Aus dieser Bewunderung wuchs sein eigener Nationsbegriff wie auch sein Weltgefühl. „Die Hauptsache, der Grund von Allem ist“, sagte er in *Briefe, das Studium der Theologie Betreffend*, „ob die *Geschichte* dieses Volkes wahr? das ist, mit anderen Worten, ob dies Volk *Israel sey* oder *je* gewesen? Mich dünkt, nur Frechheit oder Verzweiflung könne dies läugnen. Es war und ist das ausgezeichnetste Volk der Erde; in seinem Ursprung und Fortleben bis auf den heutigen Tag, in seinem Glück und Unglück, in Vorzügen und Fehlern, in seiner Niedrigkeit und Hoheit so einzig, so sonderbar, daß ich die *Geschichte*, die Art, die Existenz des Volkes für den ausgemachtsten Beweis der Wunder und Schriften halte, die wir von ihm wissen und haben . . . kurz, solch ein Volk läßt sich nicht erlügen. Seine noch unvollendete Führung ist das größte Poem der Zeiten, und geht wahrscheinlich bis zur letzten Entwicklung des großen, noch unberührten Knotens aller Erdnationen hinaus.“⁸⁵⁾

Wenn also „Regierung“ zur Bildung eines solchen Volkes und aller Völker unerläßlich ist, so muß aber nach Herder durch eine Politik der Freiheit regiert werden⁸⁶⁾. Um „zum Besten des Volks“ zu dienen, „. . . muß unsere Philosophie sich von den Sternen zu den Menschen herablassen“⁸⁷⁾. Die von Herder verlangte Philosophie soll den Menschen im Selbstdenken bilden, damit er ein handelnder Bürger werde⁸⁸⁾. „Alle Philosophie, die das Volks seyn soll, muß das Volk zu seinem Mittelpunkt machen. . . welche neue fruchtbare Entwicklungen“, schließt Herder, „müssen sich hier nicht zeigen, wenn unsere ganze Philosophie Anthropologie wird“⁸⁹⁾.

Herders Staatsverständnis wies also den Staat von Anfang an in seine Schranken. Er hielt an dieser Einstellung auch im weiteren Verlauf seines Lebens fest. Mit tiefer Zustimmung brachte er Johann Valentin Andreaes *Parabeln über den*

⁸⁴⁾ Über die Bildung der Völker, in: SWS, XXXII, S. 231 ff.

⁸⁵⁾ SWS, X, Zwölfter Brief, S. 139—152, 139.

⁸⁶⁾ Problem: wie die Philosophie zum Besten des Volkes allgemeiner und nützlicher werden kann, in: SWS, XXXII, S. 31—61, 36.

⁸⁷⁾ Ebd., S. 49.

⁸⁸⁾ Ebd.

⁸⁹⁾ Ebd., S. 61.

Staat wieder zum Leben: „Auf nimm die Arznei, die dir die bittere *Wahrheit*, die genaue *Oekonomie*, die arbeitsame *Gerechtigkeit* reicht, und du wirst genesen“, hatte Andreae dem Staat geraten⁹⁰). Vor allem war ihm die sogenannte Staatsräson zuwider. Andreae hatte Herder aus dem Herzen gesprochen, als er schon im 17. Jahrhundert gegen die Willkürlichkeit der Staatsräson zu Werke gegangen war und hingewiesen hatte auf „... eine *höhere Staatsraison* in der Welt, deren Werk es ist, alle ungerechte frevelnde Staatsräson zu ihrer Zeit mit Schauer zu vernichten“⁹¹).

Herders Staatsverständnis fand in den *Humanitätsbriefen* seine Krönung: „Je beßer ein Staat ist, desto angelegentlicher und glücklicher wird in ihm die Humanität gepflegt; ... der Politik ist der Mensch ein Mittel, der Moral ist er Zweck. Beide Wissenschaften müssen Eins werden, oder sie sind schädlich wider einander“⁹²). „Ist der Staat das was er seyn soll, *das Auge der allgemeinen Vernunft, das Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte*“, predigte Herder, so wird er jedem das Seine geben, und der Fortschritt der Menschheit und die Perfektibilität der Welt wird gesichert sein: „... denn auch Laster, Fehler und Schwachheiten der Menschen stehen als Naturbegebenheiten unter Regeln, und sind oder sie können berechnet werden. Das ist mein *Credo*. Speremus atque agamus.“⁹³)

Wie die Sprache Werkzeug, Inhalt und Form menschlicher Gedanken ist⁹⁴), so ist also der Staat gemäß Herder Auge, Ohr und Herz des Allgemeinguts. Der Staat wird durch seinen Zweck als „Commonwealth“ definiert. Seine Form und seine Funktionen sind immer durch den Augenblick bedingt, müssen aber beständig mit dem hohen Ideal in Einklang gebracht werden. Das hohe Ideal, der Inbegriff von Herders Weltgefühl, ist die Humanität.

„Humanität ist sein Wesen“, sagte Rudolf Haym⁹⁵), und Friedrich Meinecke stellte fest: „Herders Sinn für die geschichtliche Welt und damit auch für das Wesen der Nation floß in letzter Linie aus seinem Humanitätsideal und fand in letzter Linie in diesem auch wiederum seine Schranke.“⁹⁶)

⁹⁰) Der kranke Staat, aus: Zerstreute Blätter, Fünfte Sammlung, in: SWS, XVI, S. 137–167, 143.

⁹¹) Die Staatsräson, ebd., S. 146.

⁹²) Briefe zu Beförderung der Humanität, Zweite Sammlung, 25. Brief, in: SWS, XVII, S. 115–122, 121.

⁹³) Ebd., S. 122.

⁹⁴) SWS, II, S. 24.

⁹⁵) Rudolf Haym (Anm. 48), Bd. II, S. 245.

⁹⁶) Friedrich Meinecke, *Weltbürgertum und Nationalstaat*, München 1962, S. 35.

Dem Urteil dieser beiden großen Kenner Herders läßt sich aus heutiger Sicht grundsätzlich nichts hinzufügen. Doch interessiert die Rückwirkung vom Nationsbegriff auf das Humanitätsideal.

Herders im Humanitätsideal gipfelndes Weltgefühl konkretisierte sich von Anfang an im Nationalen. Dies wurde schon von Bernhard Suphan in seiner Einleitung zur *Archäologie des Morgenlandes* bemerkt, allerdings mit dem Hinweis, daß der Begriff des Nationalen weit gefaßt ist⁹⁷). Die Verankerung des Humanitätsideals im Nationalen setzt sich in der in Bückeburg entstandenen *Ältesten Urkunde* und den großen Werken aus Herders Weimarer Zeit fort⁹⁸). Hier interessieren vor allem die Schriften des jungen Herder. Die *Archäologie der Hebräer*, die Haym im Vergleich zur überwucherten *Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts* den „gesunden kräftigen Sprößling“ nennt⁹⁹), fällt noch in die Zeit von Herders „freigeistiger“ Religiosität in Riga, „als jener ... ‚religiöse Freigeist‘“ hatte er sie geschrieben¹⁰⁰).

Es war Herder um die Geschichte der Menschheit zu tun, die er aus dem Geist dieser mythologischen Dichtungen herleiten wollte¹⁰¹). Folglich wäre es verkehrt, Herders Weltgefühl auf religiöse Schwärmerei zurückzuführen. Vielmehr war es ihm um die Geschichte des menschlichen Verstandes zu tun, der sich im Rahmen des Nationalen reflektiert und allgemeingültigen Begriffen in der Nationalsprache Ausdruck gibt. Daß „das Streben, geschichtliche Zusammenhänge nachzuweisen ... zu ungeschichtlichen Phantasien ...“ führte, war nur eine weitere Manifestation der Dialektik zwischen Herders kritischer Intelligenz und seinem tiefen Bedürfnis zu glauben, der Dialektik, die sein Leben charakterisiert¹⁰²).

In der *Archäologie des Morgenlandes* weist Herder der Menschheit ihren Platz auf Erden an. „Welch ein schöner Zweck, die Religion zum Wohl der Menschheit und der Gesellschaft anzuwenden!“¹⁰³) „Hier auf Erden ist dein Ursprung, dein Geburtsland, deine Wohnung, dein Königreich, dein Zweck, deine Bestimmung. Der Himmel ist der Pallast Gottes, und über deinen Blicken zugewölbt; dein ist die Erde; die ist dir gegeben, zu beherrschen, zu erfüllen, zu genie-

⁹⁷) SWS, VI, S. VII.

⁹⁸) SWS, VI, S. 363.

⁹⁹) Rudolf Haym (Anm. 48), Bd. I, S. 301.

¹⁰⁰) Ebd., S. 308.

¹⁰¹) Ebd., S. 311.

¹⁰²) Ebd., S. 317.

¹⁰³) SWS, VI, S. 63.

Ben. In Träumen über die Zukunft, in Spekulationen des Müßiggangs, bist du nicht ein Bild der Gottheit, sondern in Würde der Menschheit — in Würksamkeit deiner Tage — in Erfüllung deiner Bestimmung.“¹⁰⁴⁾

Herder wehrte sich gegen die Dogmatiker, die „... ein uraltes, Orientalisches, Poetisches, National- und Popularstück, was lebender Gesang der Tradition seyn sollte, ... wie ein gerichtliches Testament ...“ behandeln, „... es aus seinem ganzen Zusammenhang, aus seiner ganzen Poetischen Haltung, aus alle seinem National- und Locallicht ...“ herausreißen¹⁰⁵⁾.

Im Jahre 1769, vor Herders Abwendung von Riga, war die Verkettung des Nationalen mit

dem Humanitätsideal in der *Archäologie des Morgenlandes* schon grundlegend gestaltet. Immer wieder diente der „Nationalschauplatz des jüdischen Volkes ...“ ihm dazu, durch den „Gott in Nationalbildern und Geschichten die Hoffnung eines künftigen Lebens dem menschlichen Herzen näher“ zu bringen¹⁰⁶⁾. Was sich hier in dem von Rudolf Haym zitierten, unvollendeten Aufsatz über die Unsterblichkeitsfrage andeutete, reifte in dem Aufsatz des Jahres 1791 *Ueber die menschliche Unsterblichkeit* zur Gewißheit: „So erhob sich der Baum der Humanität über die Völker; unzählige Hände trugen zu seiner Wartung und Pflege bei: wir geniessen seine Früchte und müßten zu seiner weiteren Cultur mithelfen.“¹⁰⁷⁾

III. Das Herder-Bild im Wandel der Zeiten: Wirkung und Verzerrungen in Deutschland

Eine Diskussion des Herder-Bildes über Deutschland hinaus und eine Prüfung der breiteren Wirkung des Werkes von Johann Gottfried Herder würden den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen. Hier mögen nur einige Beispiele die wichtigsten Züge des Herder-Bildes, seine Wirkung und Verzerrungen in Deutschland, umreißen. „... Streng genommen,“ urteilte Hugh Barr Nisbet, „gibt es überhaupt kein traditionelles Herder-Bild. Es würde einen Grad von Einstimmigkeit in der Forschung voraussetzen, der noch nie existiert hat“¹⁰⁸⁾. Dafür hat Herder selbst gesorgt, denn wie Nisbet bemerkt, „es gibt nicht viele Denker, bei denen Verallgemeinerungen so wenig zutreffen wie bei ihm: Widersprüchlichkeiten und ständiger Wechsel des Standpunktes gehören ja zu den wesentlichsten Kennzeichen seines Schaffens“¹⁰⁹⁾.

Schon zu seinen Lebzeiten gestalteten die Widersprüchlichkeiten seines Schaffens die Matrizen, deren sich seine Zeitgenossen, wie später auch seine Nachfahren, je nach ihrer eigenen Disposition, zur Fertigung ihrer Herder-Bilder bedienten. Wenn man also von Verzerrungen des Herder-Bildes spricht, muß man darauf hinweisen, daß in seinem Werk die Einladung zu Verzerrungen vorlag und vorliegt. Es muß aber auch zwischen durch werkinhärente Widersprüchlichkeiten verursachten Verzerrungen und gezielten Verfälschungen unterschieden werden. Die Frage, inwieweit die Widersprüchlichkeiten in Herders Schaffen „umweltbedingt“ waren, d. h. inwieweit er bewußt oder unbewußt den ihm durch seinen Beruf und Verpflichtung gegenüber seiner Umge-

bung aufgelegten Rücksichtnahmen Rechnung trug, soll im abschließenden Abschnitt dieses Beitrages berührt werden.

Der Kronzeuge von Herders Bild im Spiegel seiner Zeitgenossen, wie auch seiner Wirkung auf diese, ist Goethe. Neben der viel zitierten Passage in *Dichtung und Wahrheit*, die die grundsätzlichen, von Herder auf Goethe ausgehenden Impulse bezeugt, fallen hier ein Brief Goethes an Frau von Stein sowie sein Bericht über sein letztes Beisammensein mit Herder ins Auge. Während der Brief an Frau vom Stein Goethes Erwartung von Herders Ideen als trefflicher Ausdruck des Traumwunschs der Menschheit, „daß es dereinst besser mit ihr werden möge“, bestätigt, macht der Bericht aus Herders Todesjahr die Widersprüchlichkeit von Herders Charakter noch einmal erschreckend deutlich¹¹⁰⁾.

Wenn auch die Widersprüchlichkeiten in Herders Charakter und Werk zu Verzerrungen einluden, so war es wiederum der jeweilige Zeitgeist, der die Emphase der Kommentatoren bestimmte. Zu seinen Lebzeiten hat Herder den Zeitgeist we-

¹⁰⁴⁾ Ebd., S. 64f.

¹⁰⁵⁾ Ebd., S. 35f.

¹⁰⁶⁾ Rudolf Haym (Anm. 48), Bd. I, S. 543f.

¹⁰⁷⁾ Über die menschliche Unsterblichkeit, in: SWS, XVI, S. 28—50, 42f.

¹⁰⁸⁾ Hugh Barr Nisbet, Zur Revision des Herder-Bildes im Lichte der neueren Forschung, in: Johann Gottfried Maltusch (Hrsg.), Bückeburger Gespräche über Johann Gottfried Herder, Bückeburg 1973, S. 101—117, 103.

¹⁰⁹⁾ Ebd., S. 102.

¹¹⁰⁾ Lutz Richter (Hrsg.), Johann Gottfried Herder im Spiegel seiner Zeitgenossen, Göttingen 1978, S. 89 bis 100, 249, 316f.

sentlich mitbestimmt. Der Geist und die Sprache des Sturm und Drangs wie auch der Klassik enthielten das Echo seines Werks. Auf vielen Gebieten wurden seine Absichten schnell selbstverständlicher Allgemeinbesitz, so daß sein Einfluß rückblickend präzisiert werden muß. Doch war Herder nicht nur der große Anreger der Goethe-Zeit, sondern er war auch der große Hellseher seiner Epoche, der die Tendenzen der Zeitgeschichte spürte und ihnen Hilfestellung leistete, ohne immer die ihm selbst zukommenden Anregungen zu belegen.

Während also zu Herders Lebzeiten eine enge Beziehung zwischen dem widersprüchlichen Eindruck, den seine Zeitgenossen von ihm hatten, seinem Werk und seiner umstrittenen Persönlichkeit bestand, wurde Herders Andenken nach seinem Tode zunehmend mythologisiert. Diese Mythologisierung blieb vorerst begrenzt, da die überlebenden Zeitgenossen das Herder-Bild im Rahmen hielten. So war etwa Jean Paul, obgleich dieser an Herder als den berufenen Richter „seiner letzten Anstrengungen und Entschlüsse“ appellierte, doch niemals ein unkritischer Elogist¹¹¹⁾. Dasselbe dürfte von Heinrich Heine gesagt werden, der Herder als Lessings nächsten Nachfolger betrachtete und ihm einen ganz einsamen Platz in der Literaturgeschichte und ein Ehrengrab in ihrer großen „Morgue“ zuwies¹¹²⁾.

Schwieriger fällt hingegen die Bewertung des Verhältnisses von Herders Werk zum Schaffen von Männern wie beispielsweise Ernst Moritz Arndt. Es mag berechtigt sein, Ernst Moritz Arndt einer Entfesselung des Nationalismus zu bezichtigen, die der Absicht Herders entgegenläuft¹¹³⁾. Doch sagte Arndt nicht nur: „Das ist die höchste Religion, zu siegen oder zu sterben für Gerechtigkeit und Wahrheit ... das Vaterland lieber zu haben als Herren und Fürsten, als Väter und Mütter, als Weiber und Kinder ...“, sondern auch, „zu siegen oder zu sterben für die heilige Sache der Menschheit, die durch alle Tyrannen in Lastern und Schanden untergeht; das ist die höchste Religion“¹¹⁴⁾.

¹¹¹⁾ Jean Paul, *Vorschule der Ästhetik*, Sonderdruck von Bd. V der Werke, München 1963, S. 514.

¹¹²⁾ Manfred Windfuhr (Hrsg.), Heinrich Heine. Die romantische Schule. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, Bd. 8/1, Hamburg 1979, S. 135 f.

¹¹³⁾ Hans-Walter Krummweide, Herder in Bückeburg. Die europäische Bedeutung seines Werkes, in Johann Gottfried Maltusch (Hrsg.) (Anm. 108), S. 9.

¹¹⁴⁾ Wilhelm Steffens (Hrsg.), Arndts Werke, Auswahl in zwölf Teilen, Siebenter Teil, Berlin—Leipzig—Wien—Stuttgart u. a. o. J., Geist der Zeit, II, S. 85.

Es scheint also, als ob die Entfesselung des Nationalismus zu Arndts Zeiten noch durch das Herdersche Weltbürgertum zurückgehalten wurde, wie auch die ganze Geschichtsauffassung Arndts von Herders Denken geprägt wurde¹¹⁵⁾.

Die Bemühung, das Herder-Bild von den Verzerrungen der Hitlerzeit zu befreien, darf folglich nicht auf Kosten von Männern wie Arndt geschehen; ihre Distanz zu Herder war durch die Befreiungskriege bedingt, und sie spricht auch klar aus ihren Werken zu uns.

Noch in dem Weimarer Erinnerungsalbum zu Herders hundertstem Geburtstag 1844 stand dessen Humanitätsideal im Vordergrund. Hier wurde er als „ein Hoherpriester der Humanität“ gefeiert, dessen ernstes Streben auf das Wohl der Menschheit gerichtet war¹¹⁶⁾. Der Glaube Herders an die Menschen konnte ihm schwerlich aberkannt werden.

Der von Heine hervorgehobene Beitrag Herders zu dem, was er „das Herrlichste“ und das „Heiligste“ nannte, „... Was Deutschland hervorgebracht hat ... jene Humanität ... jenen Kosmopolitismus ...“, sollte bis auf Thomas Mann und weiter fortwirken¹¹⁷⁾. Auch der Einfluß Herders auf Ludwig Feuerbach läßt sich belegen¹¹⁸⁾. Von Jean Paul bis zum Jungen Deutschland half also Herder den Geist neuer Generationen zu beflügeln und Impulse zu vermitteln, deren Wert von der akademischen Literaturgeschichtsschreibung des Kaiserreichs noch anerkannt wurde¹¹⁹⁾.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begann sich das Herder-Bild jedoch zu ändern. Obwohl sein Humanitätsstreben keineswegs rundum bestritten wurde, machte sich eine größere Betonung der nationalen Komponente bemerkbar. Doch wäre es verkehrt, die Zeit der Reichsgründung und die Jahrzehnte bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges als eine Periode der gezielten Verfä-

¹¹⁵⁾ Ingrid Hruby/Imago Mundi, Eine Studie zur Bildungslehre Ernst Moritz Arndts, Frankfurt/M.—Bern 1981. Siehe auch Ernst Müsebeck, Ernst Moritz Arndt: Ein Lebensbild, Gotha 1914.

¹¹⁶⁾ Christian Schreiber, „Prolog“ und Konrad Schwenck, „Kurze Charakteristik Herders“, in: Weimarsches Herder-Album, Jena 1845, S. 1—6, 5; 115 bis 136, 127.

¹¹⁷⁾ Volkmar Hansen, Thomas Manns Heine Rezeption, Hamburg 1975, S. 68.

¹¹⁸⁾ Alfred Schmidt, Feuerbachs Stellung in der Geschichte des Materialismus, in: Erich Thiess (Hrsg.), Ludwig Feuerbach. Wege der Forschung, Bd. CDXXXVIII, Darmstadt 1976, S. 405—430, 423, 425 bis 429.

¹¹⁹⁾ Rudolf Gottschall, Die deutsche Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts, 4 Bde., Breslau 1875, Bd. I, S. 17.

schung des Herder-Bildes zu betrachten. „Herders Humanität war gleichsam die Quintessenz seiner theologischen, historischen und ästhetischen Bestrebungen“, bemerkte Rudolf Gottschall zum Beispiel noch 1875¹²⁰).

Aber bei Julian Schmidt hatte sich schon 1858 ein anderer Schwerpunkt herausgeschält, wenn er sagte: „... wie denn auch das Ideal der Humanität, das er in allen seinen Werken zu erfüllen strebt, nur durch Verleugnung aller historischen Mächte zur Geltung kommt“¹²¹). Schmidt erkannte an, „wie fein Herder durch Ausmerzung alles Barbarischen auch bei der Nachbildung der Volkspoese das Prinzip der Humanität, die leitende Idee seines ganzen Lebens, zu retten verstand“¹²²). Doch blieb eben für Schmidt „der aufgeklärte Despotismus ... die einzige productive Macht Deutschlands, von ihm ging, und zwar in der Person Friedrich des Großen, die Schöpfung eines neuen, bessern Zeitalters aus“¹²³). Auch Karl Biedermann zog bereits 1858 Herder als einen Zeugen heran, der „... das deutsche Kulturleben seiner Zeit mit jenem sagenhaften Paradiesvogel verglichen“ hatte, „der, ohne Füße, immer nur in den Lüften sich halten ...“ konnte. „Erst als der allzu luftige Idealismus, der die Signatur des 18. Jahrhunderts für die geistigen Bestrebungen der Deutschen war, sich mit der Realität des Lebens auszugleichen und zu vermählen begann ... erst da erhob sich Deutschland allmählich aus dem tiefen Verfall ...“¹²⁴). Herder hatte demnach also schon früh die Wichtigkeit der Realpolitik erkannt.

Der junge Heinrich von Treitschke sah Herder mit Lessing als einen „kühnen Geist“, den der deutsche Protestantismus „einer unendlichen Weiterbildung fähig ...“ hatte ertragen können, wie er einst auch noch kühnere Geister ertragen

würde¹²⁵). Während Hermann Hettner vor der Reichsgründung bestätigte, „... daß die große Dichtung Goethes und Schillers, die sogenannte Romantische Schule, die Philosophie Schellings und Hegels, ohne das Vorgehen Herders gar nicht gedacht werden können“, flehte Julius Langbehn 1890 anonym, „möge also der preußische Offiziersgeist, im innerlichen Sinne, wie er in Kant, Herder, Humboldt lebte, über den entsprechenden preußischen Unteroffiziersgeist, wie er in Wöllner, Nicolai, Dubois-Reymond sich kundgegeben hat, dauernd triumphieren“¹²⁶).

Und Kurt Eisner beklagte sich 1903: „Ganz besonders leicht ist es, Herder, das Opfer der Zeitungsartikel dieser Tage, den reaktionären Bedürfnissen der vom Junkertum und dem Klerikalismus regierten Welt anzupassen. Der leidenschaftliche Prophet des revolutionären Humanitätsideals wird dergestalt fähig, als gepriesener Ahn einer Zeit mißbraucht zu werden, deren Ideal der profitable Abscheu vor der Humanitätsduselei ist. Jedes Wort Herders trifft den Geist der herrschenden Klassen der Gegenwart ins Herz, dennoch schmücken sie sich mit Herder-Zitaten.“¹²⁷)

Doch war es vor allem die scheinbar harmlose Umdrehung der Vorzeichen von Herders Werk, das willige Zugeständnis seiner Hervorhebung des Humanitätsideals, gesehen jedoch als Vorbereitung des Durchbruchs zum Nationalen, welches das Herder-Bild verzerrte: „Gerade weil er sich über das national Beschränkte erhebt“, lautete ein charakteristischer Kommentar, „findet er den richtigen Standpunkt zur liebevollen Würdigung des national Wesentlichen ... Durch Herder vor allen Dingen hat der deutsche Geist sich wieder besonnen auf das, was ihm ureigentlich ist ...“¹²⁸).

Obwohl die große Herder-Biographie von Rudolf Haym, die in zwei Bänden 1876 und 1885 erschien, sowie die 33bändige kritische Ausgabe des Gesamtwerks von Bernhard Suphan, veröffentlicht zwischen 1877 und 1913, reichhaltiges

¹²⁰) Ebd., S. 16. Diese Auffassung wurde auch in der Ausgabe dieses Werks von 1891 beibehalten.

¹²¹) Julian Schmidt, Geschichte der Deutschen Literatur seit Lessings Tod, Leipzig 1858, Erster Band, S. 50.

¹²²) Ebd., S. 468.

¹²³) Ebd., S. 16. Herders eigene, widersprüchliche Äußerungen über Friedrich und sein Werk können nur im geschichtlichen Zusammenhang verstanden werden. Während er, als junger Mann, im Reisejournal glaubte, „die Staaten des Königs von Preußen werden nicht glücklich seyn, bis sie in der Verbrüderung zertheilt werden“, konnte er zu einem späteren Zeitpunkt, unter veränderten politischen Umständen, schließen, daß der preußische Staat eine Gabe der Vorsehung und, im Bündnis mit Österreich, Garant der mitteleuropäischen Sicherheit sei. SWS, IV, S. 405; XXIII; Adrastea, Dritter Band, 1802, Preußische Krone, S. 455—463, 462 f.

¹²⁴) Wolfgang Emmerich (Hrsg.), Karl Biedermann. Deutschland im 18. Jahrhundert, Ausgabe in einem Band, Berlin—Wien 1979, S. 440.

¹²⁵) Max Cornelius (Hrsg.) Heinrich von Treitschkes Briefe, 4 Bde., Leipzig 1913, Bd. 2, S. 333 f. (An den Vater, Freiburg, 28. Juni 1864).

¹²⁶) Hermann Hettner, Geschichte der Deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert (1856—1870), Ausgabe in zwei Bänden, Berlin—Weimar 1979, S. 81; Julius Langbehn, Rembrandt als Erzieher, Leipzig 1922, S. 267.

¹²⁷) Kurt Eisner, Herder (1903). Gesammelte Schriften, Berlin 1919, S. 153—164, 154 f.

¹²⁸) Jacob Wychgram, Die Deutsche Dichtung, in: Hans Meyer (Hrsg.), Das Deutsche Volkstum, 2 Bde., Leipzig—Wien 1912, S. 181—278, 264, 265.

Material enthalten, um ein ausgewogenes Herder-Bild möglich zu machen, diktierte der Zeitgeist die Betonung des Nationalen in seinem Schaffen.

Die das Kaiserreich kennzeichnende vorsichtige Uminterpretierung von Herders Humanitätsideal zu einem Vorbereitungsmittel für das nationale Erwachen war radikaleren Nationalisten nicht genug. Zwar paßten Aussprüche Herders wie dieser aus *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit*: „Alle bloß körperliche und Politische Zwecke zerfallen, wie Scherb' und Leichnam: die Seele, der Geist. Inhalt fürs Ganze der Menschheit . . .“ nicht in ihr Konzept; denn, „so konnte Herder, dieses Schicksal mit Goethe teilend, in den Ruf eines apatriotischen Kosmopoliten mit dem ausschließenden Ideal weltbürgerlicher Kultur kommen“¹²⁹). Doch Herders Geist war zu verlockend, und die von ihm gehegten Ideale waren manipulierbar genug, um nicht von den „schrecklichen Vereinfachern“ der Hitlerzeit rücksichtslos ausgeschlachtet zu werden.

Diese Verfälschungen verdienen indessen keine eingehende Behandlung. Viel wichtiger ist heute die Erstellung eines Herder-Bildes, welches ihm endlich gerecht wird und gleichzeitig die verdiente Breitenwirkung hat. Um dieses zu bewirken, müssen zunächst die Persönlichkeit und das Werk dieses großen Deutschen entmythologisiert werden. Dies blieb zwei selbst schwierigen Menschen vorbehalten: Friedrich Nietzsche und Thomas Mann.

In *Menschliches, Allzumenschliches* (1878/79) ging Nietzsche Herders Geist und Schaffen auf den Grund: „Herder ist alles das nicht, was er von sich wähnen machte (und selber zu wähnen wünschte): Kein großer Denker und Erfinder . . . Aber er besaß im höchsten Maße den Sinn der

Witterung, er sah und pflückte die Erstlinge der Jahreszeit früher als alle anderen . . . Aber überall, wo zuletzt Kronen wirklich vergeben wurden, ging er leer aus . . . Er hatte wirklich Begeisterung und Feuer, aber sein Ehrgeiz war viel größer! Dieser blies ungeduldig in das Feuer, daß es flackerte, knisterte und rauchte — sein *Stil* flackert, knistert und raucht — aber er wünschte die *große* Flamme, und diese brach nie hervor! . . . So war er ein unruhiger Gast, der Vorkoster aller geistigen Gerichte, die sich die Deutschen in einem halben Jahrhundert aus allen Welt- und Zeitreichen zusammenholten. Nie wirklich satt und froh, war Herder überdies häufig krank; da setzte sich bisweilen der Neid an sein Bett, auch die Heuchelei machte ihren Besuch. Etwas Wundes und Unfreies blieb an ihm haften; und mehr als irgendeinem unserer sogenannten ‚Klassiker‘ geht ihm die einfältige wackere Mannhaftigkeit ab . . .“ „Herder hatte das Unglück, daß seine Schriften immer entweder neu oder veraltet waren.“¹³⁰)

Dieser von Nietzsche grausam-genial gezeichnete Herder wurde auch von Thomas Mann erkannt. Er sah, daß Herder letzten Endes „der Zauber, die Gnade, das zwingende Geheimnis“ fehlte, welches Goethe, seinen ehemaligen Planeten, zur Sonne machte, „um die das neue geistige Leben in Deutschland sich drehen sollte“. Herder überwand nie die Bitterkeit über das Schicksal, welches ihm die letzte große Anerkennung vorzuenthalten schien¹³¹). Vielleicht ist es das „Allzumenschliche“ an Herder, welches ihn heute so anziehend macht. Jedenfalls besaß Herder für Thomas Mann trotz Herders durch Eitelkeit und Eifersucht gespaltenen Persönlichkeit eine bleibende Anziehungskraft, wie Regine Otto nachwies¹³²).

IV. Perspektiven für Ost und West

Das heutige Herder-Bild in Ost und West ist stärker durch die Widersprüchlichkeit seines Geistes und Schaffens geprägt als je zuvor. Bieten sie doch den wetteifernden Ideologien unserer Zeit reichlich Nahrung für parteiliche Aneignung. Doch findet sich im Schatz des Herderschen Erbes auch genug Material, welches zum Brückenschlag in dieser entzweiten Welt geeignet wäre. Hier handelt es sich vor allem um sein Humanitäts-

tätsideal, welches den unbestrittenen Primat in seinem Weltgefühl innehielt. Eine konstruktive

¹²⁹) SWS, V, S. 580; Gisela Ulrich, Herders Beitrag zur Deutschkunde, Würzburg 1943, S. 26.

¹³⁰) Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches*, Zweiter Band: *Der Wanderer und sein Schatten*, in: ders., *Werke in drei Bänden*, München 1966, Bd. I, S. 924f., 928.

¹³¹) Thomas Mann, *Phantasien über Goethe*, *Gesammelte Werke in dreizehn Bänden*, Frankfurt 1960, Bd. IX, S. 713—754, 746.

¹³²) Regine Otto, Ein Herder-Zitat im Jahre 1938: Zur Herder-Rezeption Thomas Manns, in: Walter Dietze (Hrsg.), *Herder-Kolloquium 1978*, Weimar 1980, S. 265—271.

Würdigung von Herders Humanitätsideal als Ausgangspunkt einer Einigung zwischen Ost und West über die „Ehre deutsch in der Sprache zu seyn“, und so gemeinsam Gedanken zu hegen, die noch immer an dieser Sprache kleben, scheint angebracht. Sie wird nicht durch die bestehenden Unterschiede der Herder-Interpretation in Ost und West beeinträchtigt. Vielmehr dürfte die Anerkennung von Herders Humanitätsideal in Ost und West dem Ton der Auseinandersetzung über weiterhin strittige Fragen zuträglich sein.

Eine der Grundfragen der zeitgenössischen Herder-Interpretation betrifft das Ausmaß der umweltbedingten, bewußten oder unbewußten Verdrängung von Einsichten aus Herders veröffentlichtem Werk. Herder selbst hat wiederholt beklagt, daß seine Stellung und seine Rücksicht auf den Hof ihm Schranken auferlegten, die ihm die offene Stellungnahme zu kritischen Fragen seiner Zeit sehr erschwerten¹³³). Ob man nun aber aus Andeutungen im Text seiner Werke, aus Klagen über den Zwang zur Rücksichtnahme, aus seiner Wahl von Freunden mit radikalen Einstellungen wie August von Einsiedel und Johann Georg Forster Schlüsse ziehen kann, die ihm die Aufrichtigkeit seines Christentums verneinen oder seine Abwendung von der Französischen Revolution als Altersschwäche bagatellisieren, müßte eingehender erörtert werden. Hier sollen nur einige Äußerungen der gegenwärtigen Herder-Diskussion als Beispiel angeführt werden.

Das anläßlich von Herders 175. Todestage in Weimar veranstaltete Kolloquium gab einen guten Überblick über die intensive Beschäftigung von vornehmlich aus der DDR und Ostblockländern stammenden Wissenschaftlern mit Herders Werk und Persönlichkeit¹³⁴). Wenn auch der daraus entstandene Buchband erneut verdeutlicht, wie schwierig es für Herders Bewunderer im Osten ist, sein Christentum als mehr als eine Konzession an den Zeitgeist zu bewerten, so bekam jedoch in diesem Land auch ein Autor die

Gelegenheit, mit Entschiedenheit auf eine Konstante hinzuweisen, „die sich durch sein gesamtes Schaffen hindurchzieht: auf seine persönliche Verantwortung vor dem Weltenrichter Jesus Christus, wie sie in dem Gleichnis zum Ausdruck kommt, das im Matthäusevangelium (Kapitel 25, Vers 31 ff.) berichtet wird“¹³⁵).

Die intensive und fruchtbare Beschäftigung der Forschung der DDR bringt denn auch, wie Günter Arnolds Literaturbericht zeigt¹³⁶), trotz weiter bestehender Unterschiede vom Herder-Bild des Westens Einsichten und Berichtigungen von weittragender Bedeutung.

Im Hinblick auf Herders Christentum schließt Arnold hier, entgegen den Äußerungen in der 1978/79 vom Verlag Volk und Wissen herausgegebenen mehrbändigen *Geschichte der deutschen Literatur*, daß Herders „Jenseitstrost für die Unterdrückten“ nicht „Hohn“ und „Eiapopeia vom Himmel“ gewesen sei und daß „seine echte volksmäßige Religiosität ... von seiner Humanitätsphilosophie nicht zu trennen“ ist¹³⁷). In einem Beitrag stellt Wolfgang Förster zwar fest, daß „... der Widerspruch von Materialismus und Idealismus durch Herders Werk hindurch“ geht, doch schließt er, daß „... die Grundtendenz seiner späteren Entwicklung das Ausreifen von materialistischen Ideen“ war¹³⁸). Das bisher am wenigsten erforschte Spätwerk Herders scheint indessen auch andere Schlüsse als die von Förster festgestellte Tendenz zum Ausreifen materialistischer Ideen zuzulassen¹³⁹).

Eine Klärung dieser wie auch anderer wichtiger Fragen muß der weiteren Forschung überlassen bleiben. Diese Klärung wiederum dürfte durch einen Dialog zwischen ost- und westdeutschen Wissenschaftlern gefördert werden.

Während Arbeiten wie die mit „entschiedener Parteilichkeit“ ausgeführte von Claus Träger — in der „Legendenzerstörung ... zum Bestandteil des antiimperialistischen Klassenkampfes“ wird

¹³³) So klagte er schon 1767 im Nachwort zur Dritten Sammlung der Fragmente: „Wäre unser Bücherton in Deutschland *Republikanischer*: wie manches hätte ich deutlich sagen können, wo ich jetzt, vielleicht dunkel, oder kühn in Parabeln und Anspielungen rede“, in: SWS, I, S. 528. Und 35 Jahre später heißt es in den *Zerstreuten Blättern* in bezug auf Johann Valentin Andreaes Parabeln: „Dichtungen und Gespräche, die in den Jahren 1770 und 1780 ohn' alle Gefährde erschienen wären, fand ich gut, im Jahr 1793 lieber zurückzuhalten, ob sie gleich 1617 oder 20 verfaßt waren; es waren unter diesen treffliche Parabeln und Gespräche“, in: SWS, XVI, S. 132. Siehe auch Rudolf Haym (Anm. 48), Bd. II, S. 559.

¹³⁴) Herder-Kolloquium (Anm. 132)

¹³⁵) Herbert von Hintzenstern, Humanist aus Christlicher Verantwortung, in: Herder-Kolloquium (Anm. 132), S. 244—251, S. 244. Vgl. Wolfgang Förster, Zu Herders Theologie und seiner Religionskritik, ebd., S. 251—258, Günther Wirth, Herder als Theologe, ebd., S. 259—264.

¹³⁶) Günter Arnold, Neue Herder-Literatur in der DDR, in: Walter Dietze/Peter Goldammer (Hrsg.), Impulse, Folge 4, Berlin (Ost)—Weimar 1982, S. 413 bis 458.

¹³⁷) Ebd., S. 422.

¹³⁸) Wolfgang Förster, Geschichtsphilosophie und Humanitätsbegriff Herders, in: Jahrbuch für Geschichte, 19 (1979), S. 7—43, 16.

¹³⁹) Günter Arnold (Anm. 136), S. 423.

— weniger zu diesem Zweck geeignet sein dürfen, läßt ein Beitrag wie der von Wolfgang Förster zu einem konstruktiven Gespräch ein¹⁴⁰). Försters Kritik der „spätbürgerlichen“ Herder-Interpretation steht einer vernünftigen Auseinandersetzung über strittige Punkte nicht im Wege. Seine Analyse von dem Verhältnis von Geschichtsphilosophie und Humanitätsbegriff in Herders Denken, seine Erörterung von Herders Religion als „Synonym der ‚höchste(n) Humanität‘“ und seine Diskussion von Patriotismus und Nationsbewußtsein in Verbindung mit Herders Humanitätskonzeption entsprechen in mancher Hinsicht den in Vorbereitung auf die hier vorgestellte Arbeit gewonnenen Einsichten¹⁴¹).

Dabei schadet es nicht, wenn über das Wesen von Herders Glauben keine Übereinstimmung erzielt werden kann¹⁴²). Die Anerkennung einer Dualität in Herders Wesen, die sich auch in der Forschung der DDR zunehmend bemerkbar macht, ermöglicht es vielmehr, Wilhelm Dobbek zuzustimmen, der ausführte: „Mochte er (Herder) auch oft genug an Dogmen und kirchlichen Einrichtungen herbe Kritik üben, für seine Pflichten als Seelsorger gab er sein Leben hin. Das kann gegenüber älteren und heute wiederholten Versuchen, ihm Ehrlichkeit und Überzeugungstreue abzusprechen, vor allem aber seine im Dienste der Kirche geleistete Arbeit zu übersehen oder geflissentlich zu verschweigen, nicht nachdrücklich genug gesagt werden.“¹⁴³)

Genauso kann Herder Ehrlichkeit und Überzeugungstreue nicht abgesprochen werden, wenn er, wie Wolfgang Heise ausführte, in den *Ideen* die „Säkularisierung“ seines theologischen Standpunktes“ durchführte, um „die theoretisch-weltanschauliche Grundposition der ‚Humanität‘“ zu entwickeln¹⁴⁴).

Noch scheint es berechtigt zu sein, Herders Kritik der Französischen Revolution im Atlantis-Kapitel der *Adrastea* leichtzunehmen. Hier sagte Herder: „Hätte am unglücklichen Ausgange des verflossenen Jahrhunderts ein Genius Macht gehabt, alle Genien Europas zu vereinigen, um mit einer Stimme den Betrug zu verkündigen, daß

man für eine *falsche Helena*, genannt *Freiheit* und *Gleichheit*, Glück und Leben aufopfern, indes die *wahre Helena*, von den Göttern längst gerettet sei; welch unermeßlichem Unheil hätte er vorgebeugt! Als das Wahnbild zerfiel, freilich da sahen die Geister zu spät, wie häßlich sie hintergangen waren.“¹⁴⁵)

Warum sollte Herder nicht zu einem Zeitpunkt die Französische Revolution überzeugt ablehnen, da ihre Auswirkungen dem wichtigsten Maßstab seines Denkens, nämlich dem Humanitätsideal, zuwiderzulaufen schienen? Als einem Pionier des Prinzips der Geschichtlichkeit alles menschlichen Seins und Schaffens sollten doch gerade ihm Urteile widerfahren, die den geschichtlichen Zusammenhang seiner Äußerungen berücksichtigen. Bei den Widersprüchlichkeiten in Herders Werk handelt es sich nicht so sehr um Rücksicht, die er auf seine Umwelt nahm, sondern oft um Einsichten, die er dem jeweiligen Augenblick entnahm.

Herders Bewußtsein und positive Einschätzung der Perspektivik in der Geschichtsbetrachtung sowie sein Verständnis der „Geschichtsbedürftigkeit“ des Menschen wurden von Hans Dietrich Irmscher treffend umrissen¹⁴⁶). Dieser Beitrag bestätigt nachdrücklich den Primat des Allgemein-menschlichen im geschichtlichen Denken des jungen Herders, der fordert, „man bringe ‚alle diese Nationalsagen und mythologische Einkleidungen und Fragmente von Urkunden in die nackte, dürftige, menschliche Seele zurück‘“¹⁴⁷). Der von Irmscher zitierte Aufsatz „Ueber die verschiedenen Religionen“ behandelt die Kindheit der Menschheit und findet in der Verschiedenheit der „Gesänge“ der Nationen doch „eine gesamte Stimme“¹⁴⁸).

Es ist bedauerlich, daß Treffen wie die „Bückeburger Gespräche“ oder auch Konferenzen wie die im November 1984 in Saarbrücken stattgefundenene Herder-Konferenz nicht zum Dialog zwischen Ost und West benutzt werden. Hier, wie auch anlässlich von Herder-Konferenzen in Amerika, wurden und werden differenzierte Programme vorgelegt, die der Forschung fruchtbare Wege offenlegen.

¹⁴⁰) Günter Arnold (Anm. 136), S. 452; Claus Träger, Die Herder-Legende des deutschen Historismus, Berlin (Ost) 1979; Wolfgang Förster (Anm. 138).

¹⁴¹) Wolfgang Förster (Anm. 138), S. 1—19, 38—42.

¹⁴²) Wolfgang Förster, Zu Herders Theologie und seiner Religionskritik, in: Herder-Kolloquium (Anm. 132), S. 251—258, 254.

¹⁴³) Wilhelm Dobbek (Anm. 35), S. 84.

¹⁴⁴) Wolfgang Heise, Realistik und Utopie in Herders Humanitätskonzept, in: Herder-Kolloquium (Anm. 132), S. 73—114, 78.

¹⁴⁵) SWS, XXIV, S. 164—76, 172; vgl. Günter Arnold, Wandlungen von Herders Revolutionsbegriff, in: Herder-Kolloquium (Anm. 132), S. 164—172.

¹⁴⁶) Hans Dietrich Irmscher, Grundfragen der Geschichtsphilosophie Herders bis 1774, in: Bückeburger Gespräche über Johann Gottfried Herder, Rinteln 1984, S. 10—32.

¹⁴⁷) Ebd., S. 32.

¹⁴⁸) SWS, XXXII, S. 145—152.

Ost und West, politisch geteilt, befahren gemeinsam, um mit Herder zu sprechen, das „Gränzenlose Meer“ mittels einer „Rinde“, der deutschen Sprache, die die Navigation ermöglicht auf dem Kurs zu größerer Humanität¹⁴⁹). Doch sollte man „... über den gelehrten Nutzen der Muttersprache ...“ den „... Gesichtspunkt der Menschheit ...“ nicht vergessen¹⁵⁰). Diese Mahnung des

¹⁴⁹) Über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen in: SWS, I, S. 1—7, 5f.

¹⁵⁰) Ebd., S. 7.

Zwanzigjährigen sollte seiner Beschlagnahme durch jedwede Ideologie wie auch seiner Indienststellung für nationale Belange und historiographische Steckenpferde entgegenwirken und seinem Kernanliegen, der „Beförderung der Humanität“, dienen¹⁵¹).

¹⁵¹) Es sollte heute genauso vermeidlich sein, Herder als „... einflußreichen Propheten des Risorgimento-Nationalismus liberaler Prägung“ zu bezeichnen, siehe: Peter Alter, Nationalismus, Frankfurt/Main 1985, S. 34, als ihn zu sehr als Vorbereiter der Realisierung des dialektischen Materialismus zu engagieren, vgl. Claus Träger (Anm. 139), S. 24f.

Wilhelm Bleek: Die Brüder Grimm und die deutsche Politik

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/86, S. 3—16

1985/86 werden die 200. Geburtstage von Jacob und Wilhelm Grimm gefeiert. Dabei gedenkt man zumeist der Sammler der „Kinder- und Hausmärchen“ und der Begründer der Germanistik. Die Brüder Grimm nahmen jedoch auch am politischen Geschehen ihrer Zeit teil und wurden sporadisch in der Politik aktiv. Während der Befreiungskriege war Jacob kurhessischer Legationssekretär unter anderem beim Wiener Kongreß; als zwei der „Göttinger Sieben“ errangen die Grimms politische Berühmtheit durch ihren Protest gegen den Verfassungsbruch des hannoverschen Königs im Jahr 1837; 1848 wirkte Jacob in der Frankfurter Nationalversammlung an den Bemühungen um die Einigung Deutschlands unter einer liberalen Verfassung mit. Aber auch die vielfältigen wissenschaftlichen Arbeiten der Grimms auf den Gebieten der deutschen Sprache, Literatur und Rechtsgeschichte hatten einen politischen Hintergrund, sollten die Einheit und Selbstbewußtwerdung Deutschlands fördern.

Jede der nachfolgenden politischen Generationen in Deutschland hat sich ihr eigenes Bild von den Brüdern Grimm gemacht. Das wilhelminische Bürgertum zog sie zur Glorifizierung des obrigkeitstaatlichen Kaiserreiches heran; im Nationalsozialismus wurden die vaterländischen Interessen der Grimms zu nationalistischen und völkischen Einstellungen umgedeutet. In der Bundesrepublik überwiegt die Tendenz, mit den Grimms die Notwendigkeit einer sprachlichen Völkerverständigung und insbesondere der Erhaltung der Einheit Deutschlands als einer Sprachnation zu begründen. Die DDR hingegen sieht in ihnen Exponenten des fortschrittlichen Bürgertums, dessen Traditionen im zweiten deutschen Staat erhalten würden. So wetteifern beide deutschen Staaten um das Erbe der Brüder Grimm und arbeiten gleichzeitig bei der Bewahrung ihres Nachlasses zusammen, z. B. bei der Fertigstellung des monumentalen „Deutschen Wörterbuches“. Nicht nur in ihren Märchen, auch in der Diskussion um ihr wissenschaftliches Werk und seine politische Bedeutung leben die Brüder Grimm fort.

Peter Alter: Nationalbewußtsein und Nationalstaat der Deutschen

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/86, S. 17—30

In der wiederaufgelebten Debatte über die „Identität der Deutschen“ wird oft übersehen, daß es hier um eine Frage mit langer Tradition geht. Zum erstenmal wurde sie zu Beginn des 19. Jahrhunderts ausgiebig diskutiert. Damals ging es darum, unter dem Eindruck der Französischen Revolution, der napoleonischen Herrschaft und der beginnenden industriellen Revolution die deutsche Nation zu definieren. Der erwachende Nationalismus in Mitteleuropa forderte nach dem Zusammenbruch des Ancien Régime für die Deutschen innere und äußere Selbstbestimmung im Nationalstaat als neuer politischer Organisationsform. Protagonisten des nationalen Gedankens und Schöpfer des frühen deutschen Nationalbewußtseins war eine kleine Schicht von Intellektuellen. Von ihnen sind Ernst Moritz Arndt, Friedrich Ludwig Jahn und Theodor Körner heute noch am bekanntesten. Über die Grenzen und die politische Verfassung des zu schaffenden Nationalstaats entwickelten die national gesinnten Intellektuellen unterschiedliche Vorstellungen, die sich dann im Bismarckreich von 1871 nur teilweise realisierten.

Im historischen Rückblick wird deutlich, daß das sich wandelnde Nationalbewußtsein der Deutschen im 19. Jahrhundert ein Ergebnis spezifischer politischer Konstellationen war. Dazu zählen auch die Grenzen des Nationalstaats von 1871. Deutsche Kulturnation und deutsche Reichsnation brachte dieser Staat nicht zur Deckung. Obwohl er nur knapp drei Generationen lang bestand, hat er jedoch das Raumbild der Deutschen nachhaltig geprägt.

Doch die Erinnerung an den Nationalstaat von 1871 verblaßt. Heute stellt sich die Frage, inwieweit er für die Deutschen in der Bundesrepublik noch als Orientierungsrahmen für die staatliche Organisation ihres Siedlungsraums maßgebend sein kann. Ist seine Restauration anzustreben, ungeachtet der westeuropäischen Integrationsbemühungen, oder sollen sich die Deutschen mit der Einsicht abfinden, daß der nationale Einheitsstaat und das auf ihn bezogene Nationalbewußtsein nur eine Episode in ihrer Geschichte waren? Unverkennbar gewinnt die Auffassung an Boden, der deutsche Staatenpluralismus sei die eigentliche politisch-historische Norm in der Mitte Europas. Die Frage nach der „Identität der Deutschen“ ist damit jedoch noch nicht beantwortet.

Ernest A. Menze: Johann Gottfried Herder — Nationsbegriff und Weltgefühl

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 1/86, S. 31—46

Die Teilung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg und die sich daraus ergebende Krise des Nationsbewußtseins lassen eine Prüfung des Nationsbegriffs der Deutschen des 18. Jahrhunderts wünschenswert erscheinen. Als Vertreter eines Nationsbegriffs, der klar dem Humanitätsideal untergeordnet war, bietet sich Johann Gottfried Herder an. Der größere Rahmen, in den ein Bericht über die Genese von Herders Nationsbegriff und Weltgefühl gehört, schließt eine Übersicht des deutschen Nationsbewußtseins vor der Französischen Revolution ein.

In dem Beitrag werden die Stationen der Ausbildung von Herders Nationsbegriff umrissen. Besondere Betonung erfahren dabei die Entwicklung seiner Auffassung der deutschen Nation, die Rolle der Sprache im Hinblick auf Nationsbegriff und Weltgefühl sowie das Verhältnis von Volk und Staat zur Nation in Herders Denken. Ein Umriss des Herder-Bildes im Wandel der Zeiten führt zu einer Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Akzenten der Herder-Interpretation in den beiden deutschen Teilstaaten und zu einer Erörterung der Möglichkeit, daß eine Beschäftigung in Ost und West mit Herders Nationsbegriff helfen kann, bestehende Unstimmigkeiten zu überbrücken.